

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Das Gebet des leidenden Herrn am Kreuz 67

Raymund Fobes:

Welche Erneuerung wollte
Papst Johannes XXIII.? 69

P. Karl Wallner OCist:

Was die Welt im Innersten
zusammenhält ist die Liebe 72

Katholisches Wort in die Zeit

43. Jahr März 2012



INHALT

Benedikt XVI.:

Das Gebet des leidenden Herrn am Kreuz 67

Dekan Ludwig Gschwind:

Von der Torheit des Kreuzes 68

Raymund Fobes:

Welche Erneuerung wollte Papst Johannes XXIII.? 69

Prof. Dr. P. Karl Wallner OCist:

Was die Welt im Innersten zusammenhält ist die Liebe 72

Das Gebet einer Stallmagd
Die Berufungsgeschichte des
Bischofs von Ketteler 76

Uwe Christian Lay:

Meine Bekehrung –
ein langer Weg zur Wahrheit..... 78

Heinz Froitzheim:

Reformer und Wegbereiter in der
Gesellschaft: Franz Brandts 80

Pater Dr. Herbert Schneider OFM:

Wenn das Eigentliche fehlt 81

Dr. Alois Eppler:

Jesus, der für uns mit Dornen gekrönt
worden ist – Rosenkranzbetrachtung 84

Dekan Ludwig Gschwind:

König Friedrich II. von Preußen –
Ein toleranter Herrscher?..... 85

Jürgen Liminski:

Mit Willkür gegen die Freiheit..... 87

Auf dem Prüfstand 90

Zeit im Spektrum..... 92

Bücher 94

Veranstaltungen 95

Impressum „Der Fels“ März 2012 Seite 95
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Erläuterung siehe Seite 94

Fotos: 67 M. Grünwald, Pawlak-Verlag S. 16; 68, 69, 70, 71, 77, 80 Archiv; 70 unten: G. Eberts MSF: Das II. Vatik. Konzil, Pattloch-Verlag, S. 50; 72, 85, 86 wiki commons; 73 Verlag Schnell&Steiner, München; 74, 75 Stift Heiligenkreuz; 78 U. Lay; 79 Erhardi Druck GmbH, Schnell Kunstführer Nr. 604; 82, 83 privat 84 A. Eppler; 86 rechts: © Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H./Schloß Schönbrunn 88 oben: Magdalena Wolnik; 88, 89 Kirche in Not; **Quelle S. 96:** Martyrologium „Zeugen für Christus“ II, hrsg. von H. Moll

Liebe Leser,

„Wenn der Menschensohn wiederkommt, wird er auf der Erde noch Glauben finden?“ (Lk 18,8) Es ist die Frage Jesu, die unseren Papst beunruhigt. Diese Sorge spricht auch aus seinen Worten in Freiburg: „Die eigentliche Krise der Kirche in der westlichen Welt ist eine Krise des Glaubens.“ Seine Antwort ist das Jahr des Glaubens, das im Oktober 2012 beginnt.

Die Antwort der deutschen Ortskirche haben wir im Dialogprozess 2012 bis 2015. Von Bemühungen, die Vorgaben des Pastoralbesuchs des Heiligen Vaters in Deutschland umzusetzen, hören wir wenig. Die „Reformforderungen“ richten sich hauptsächlich an die Anderen. Eine wahre Reform hat aber immer an der persönlichen Umkehr angesetzt. Für den Dialogprozess werden „Offene Gespräche auch zu den umstrittenen Themen“ gefordert. Sollen die „verlorenen Jahrzehnte für eine Reform“ fortgesetzt werden? Kardinal Scheffczyk hat vor 25 (!) Jahren zur Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils angemerkt: „Alles, was an extremen Reformen der Kirche gefordert wird – Ablösung der hierarchischen Strukturen, Einebnung des Amtspriestertums, Aufhebung des Zölibats, Einführung des Frauenpriestertums, Zulassung der wiederverheirateten Geschiedenen zu den Sakramenten, autonome Moral, besonders in Fragen der Sexualität –, das alles ist in den protestantischen Kirchengemeinschaften verwirklicht.“ Die Folgen sind bekannt.

„Einen neuen Aufbruch wagen“ heißt das Motto des diesjährigen Katholikentages. Welchen Aufbruch? Bischöfe fürchten um die Einheit der Kirche. Overbeck: „Es besteht die reale Gefahr, dass wir uns in unserer Kirche so zerstreiten, dass Brücken abgebrochen werden und die bestehende Einheit aufgegeben wird“. Tatsächlich geht es heute darum, ob wir katholisch bleiben wollen. Was katholisch ist, wird

nicht in Mehrheitsentscheidungen oder im Dialog festgestellt. Das ist im Katechismus, auf den der Papst in letzter Zeit mehrfach hingewiesen hat, nachzulesen. Die Katholiken sollten „emotional abrüsten“, meint Bischof Overbeck. Sollte nicht zuerst die innerkirchliche Diffamierung der kirchen- und lehramtstreuen Katholiken ein Ende nehmen und das Gerede von „Spaltung“, „Rückzug in katholische Sonderwelten“, „Lagerbildung in progressive und konservative Katholiken“ aufhören und sachlich geklärt werden, wer Positionen vertritt, die der Lehre der Kirche entsprechen und wo das nicht der Fall ist? Wenn die Probleme nur vernebelt werden, weil der Mut zur Auseinandersetzung fehlt, hilft auch die Beschwörung der Einheit nicht weiter.

In der Ansprache des Papstes an die Römische Kurie vom 22. Dezember 2011 spricht Papst Benedikt XVI. am Beispiel des Weltjugendtags in Madrid über eine „neue, verjüngte Weise des Christseins“. Er nennt dabei die Erfahrung der Katholizität als eine Familie, die in der gemeinsamen Liturgie ihre Heimat hat. Er spricht von der Freude am Glauben, der Spiritualität aus der eucharistischen Anbetung und von der Befreiung durch das wieder entdeckte Bußsakrament.

Hat das Christentum dem alten Kontinent noch etwas anzubieten? Der ungarische Kardinal Peter Erdö äußert dazu: „Die Kraftreserven des menschlichen Herzens sind größer als man denkt. Der menschliche Glaube ist eine gewaltige Quelle der Energie, besonders wenn er einen wahren Inhalt hat ... Wir haben viel mehr geistliche Ressourcen als wir manchmal glauben“ Das macht Mut!



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Das Gebet des leidenden Herrn am Kreuz

Zusammenfassung aus der Generalaudienz vom 8. Februar 2012

Liebe Brüder und Schwestern!

Heute möchte ich gerne mit euch über das Gebet Jesu vor seinem Tod am Kreuz meditieren. Der Evangelist Markus berichtet: »Und in der neunten Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: Eloï, Eloï, lema sabachtani?, das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mk 15,34). Aus den Evangelien wissen wir, dass der Herr sechs Stunden, von neun Uhr vormittags bis drei Uhr nachmittags, am Kreuz hing. Die ersten drei Stunden waren begleitet vom Spott verschiedener Personengruppen, die damit ihren Unglauben bekundeten. Von den drei darauffolgenden Stunden sagt der Evangelist, dass eine Finsternis über das ganze Land hereinbrach. Auch der Kosmos nimmt teil an dem Ereignis des herannahenden Todes des Gottessohnes. Die Finsternis erfasst Menschen und Dinge. Inmitten von alledem zeigt der Herr durch sein Gebet, dass er sich der Nähe des Vaters gewiss ist, der diesen höchsten Akt der Liebe annimmt, wenngleich seine Stimme nicht hörbar ist. Jesus stirbt betend. Und die Gebetsworte Jesu sind nicht irgendwelche Worte, die er in diesem Augenblick selbst erfunden hätte. Sie sind der Anfang von Psalm 22, in dem der Psalm ist die Spannung zwischen der Not und der

Gottverlassenheit Israels sowie der Gewissheit seiner Hoffnung, der Gewissheit der bleibenden Gegenwart und Güte Gottes, ausdrückt. Er betet mit dem gesamten leidenden und betenden Israel. Indem er dieses Gebet spricht, nimmt er das Gebet Israels, seine Leiden und seine Nöte auf und trägt sie in die Gewissheit des Hoffens und Glaubens hinein – und nicht nur das Leiden Israels, sondern das Leiden aller Menschen, die nach Gott suchen und ihn nicht finden können. Alle Not und Bedrängnis der Welt ist in dieses Gebet hineingenommen, das ein Gebet der Menschheit ist, das er zu seinem macht und damit an das Herz Gottes bringt. Die Evangelisten haben uns bewusst den Wortlaut, den Wortklang im Aramäischen überliefern wollen, so dass wir gleichsam direkt hören können, wie Jesus diese uralte Gebetsüberlieferung aufnimmt und in den Akt seiner Hingabe an den Vater umwandelt und uns hineinzieht. Das Gebet Jesu ist nicht der Schrei von jemandem, der nicht mehr weiß, was er soll, oder der verzweifelt auf den Tod zugeht. Es ist das Gebet Israels und der Menschheit, das Gebet von Menschen, die durch das Böse bedrängt werden und die doch alles zum Herzen Gottes bringen. Und er gibt ihm seine letzte Gewissheit, dass unser Schreien

2 Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bist fern meinem Schreien, den Worten meiner Klage?

3 Mein Gott, ich rufe bei Tag, doch du gibst keine Antwort; ich rufe bei Nacht und finde doch keine Ruhe.

4 Aber du bist heilig, du thronst über dem Lobpreis Israels.

5 Dir haben unsre Väter vertraut, sie haben vertraut und du hast sie gerettet.

6 Zu dir riefen sie und wurden befreit, dir vertrauten sie und wurden nicht zuschanden.

in der Auferstehung endlich seine Antwort finden wird. So drücken die Worte Jesu einerseits die ganze Not der Menschheit und unser aller Bedrängnis aus. Zugleich aber durchdringen und durchtränken sie es mit Vertrauen und Hingabe und geben es in die Hände des nur scheinbar schweigenden Gottes. Sie lassen uns gewiss werden, dass der schweigende Gott doch der nahe und rettende Gott ist. (...)

Der vollständige Wortlaut der Katechese des Papstes vom 8. Februar 2012 findet sich in der deutschsprachigen Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ vom 17. Februar 2012, S.2: Pf 4280, D-73745 Ostfildern.



Von der Torheit des Kreuzes

Die Fastenpredigt des Johannes Chrysostomus

Man hatte Johannes Chrysostomus im Jahre 397 als Patriarchen nach Konstantinopel geholt, nachdem es ihm in Antiochia gelungen war, einen Aufstand mit seinen Predigten zu beruhigen. Es ist ja bekanntlich wesentlich leichter mit demagogischen Reden die Bevölkerung aufzuwiegeln und die Volkswut zum Kochen zu bringen, als die aufgewühlten Massen zu beruhigen und damit ein Blutvergießen zu verhindern.

Dieses Meisterstück hat der Prediger Johannes Chrysostomus mit seinen Fastenpredigten fertig gebracht. Was hätte ihn besser für das Amt des Patriarchen von Konstantinopel empfehlen können? Einen solchen Bischof konnte der Kaiser mehr als notwendig brauchen.

Hatte man in Konstantinopel gedacht, in Johannes Chrysostomus einen Parteigänger des Kaisers und seines Hofes zu haben, sah man sich schon bald eines besseren belehrt. Der Patriarch klagte das luxuriöse Leben der Reichen an und ihr religiö-

ses Desinteresse. Vor allem aber war es ihm ein Anliegen, die Evangelien auszulegen und die Briefe des heiligen Paulus. Hören wir wenigstens kurz in eine seiner Predigten hinein, in der er sich mit dem 1. Brief des heiligen Paulus an die Korinther befasst: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen, Torheit; uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft“. Um zu verdeutlichen, was damit von Paulus gemeint ist, wählt

er ein Beispiel, das jeder kennt. Schwerkranken und Menschen, die vom Tod gezeichnet sind, haben keinen Appetit. Man kann ihnen noch so gutes Essen vorsetzen, sie werden nicht zugreifen. Jeder Besuch ist ihnen lästig. Das gleiche Verhalten lässt sich bei religiös Abständigen feststellen. Sie haben kein Verlangen nach dem Gottesdienst. Sie wollen Gottes Wort gar nicht hören. Sie wollen von Beichte und Kommunion nichts wissen. Den Besuch eines Priesters am Krankenbett lehnen sie ab. Johannes Chrysostomus stellt fest: „Sie erkennen nicht, was ihnen zum Heil dient“.

Der Patriarch glaubt nicht, dass man durch einen Gottesbeweis bei ihnen ein Umdenken erreichen könnte.

Sie bilden sich soviel auf ihre Klugheit ein, dass sie keinem vernünftigen Argument zugänglich sind. Jeder vernünftige Mensch könne schon allein durch den Anblick der Schöpfung auf den Schöpfer schließen, nicht so ein siebenmal Kluger. Er wird einwenden: Warum sehen wir nicht mit den Ohren und hören mit den Augen? Wenn wir darauf keine Antwort wüssten, wird er uns auslachen. Wie sollen wir einem solchen Menschen erklären, warum Jesus gekreuzigt wurde? Er kann darin keinen Sinn sehen. Den Schritt des Glaubens wird er nicht tun wollen und doch ist das der entscheidende Schritt. So käme es, dass nicht die Schriftgelehrten erfassten, was am Kreuz geschah, sondern einfache Menschen wie Maria, Johannes und Maria Magdalena. Nicht die Klugen haben die Botschaft vom Kreuz und der Auferstehung bekannt gemacht, sondern die Fischer vom See Genesareth. Johannes Chrysostomus schließt daraus: „Es ist erstaunlich: Der Mangel an Gelehrsamkeit lässt die frohe Botschaft leichter annehmen. Ein Bauer tut sich leichter als ein Professor. So hat Gott die Weisheit entmachtet. Wir brauchen die Schlichtheit des Glaubens“.

Die einfachen Leute haben die Predigt des Patriarchen als Ermütigung erfahren. Sie fühlten sich im Glauben gestärkt. Nicht ganz so begeistert dürften die Hofleute gewesen sein. Sie hatten bedeutende Schulen durchlaufen und bildeten sich einiges auf ihre Gelehrsamkeit ein. Das Wort vom Kreuz mag für sie nicht gerade Torheit gewesen sein, aber doch schwer begreifbar. Für Johannes Chrysostomus allerdings bekam das Wort vom Kreuz noch ein ganz anderes Gewicht, als er im Jahre 403 als Patriarch abgesetzt und in die Verbannung geschickt wurde. Auf dem Weg in die Verbannung starb er. □



Johannes Chrysostomus. Nach einem Mosaik in der Capella Palatina im Normannenpalast von Palermo auf Sizilien.

Welche Erneuerung wollte Papst Johannes XXIII.?

Erinnerung an den Konzilsbeginn vor 50 Jahren

„Es darf nicht wie beim Seesturm sein, wo der Kapitän aufforderte, alles Überflüssige über Bord zu werfen, und der Bauer seine Frau und der Pfarrer sein Brevier ins Meer warf.“ Papst Johannes XXIII. hat während der Debatten in der ersten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils diese Mahnung gegenüber den versammelten Konzilsvätern ausgesprochen – und man hat den Eindruck, der bald darauf verstorbe-

dem 3. Juni 1963, erlag er seiner Krankheit.

Bis heute gilt er als der Konzilspapst und hat mancherorts auch den Ruf, dass er die Kirche gehörig revolutionieren wollte. Hätte er das Konzil zu Ende gebracht, so wären die Priester heute wohl nicht mehr zum Zölibat verpflichtet, es gäbe ein gemeinsames Abendmahl aller Konfessionen, die Liturgie entspräche endlich dem Geist der Zeit und jeder Theologe dürfe im

Namen der Kirche sagen, was er will. Zuweilen hört man solche „Kirchenträume“, indessen stimmen sie sicher nicht mit den Anliegen des Roncallipapstes überein – der übrigens ein eifriger Verfechter des Zölibats und des Latein in der Kirche war – und sie würden gewiss auch nicht zu einer wirklichen Erneuerung der Kirche beitragen.

Johannes XXIII. hat aber genau diese wirkliche Erneuerung gewollt. Das hat er bereits sehr

der guten alten Ordnung“ führt. Genau dieses Erschlaffen, so Johannes XXIII., schwächte schon immer die Widerstandskraft der Kirche und führte nicht zuletzt zu „unseligen Spaltungen“ sowie „geistlichem und sittlichem Verfall“. Der Papst will darauf antworten mit der „Wiederaufnahme einiger althergebrachter Formen der Lehrverkündigung und weiser Anordnungen der kirchlichen Disziplin, die in der Geschichte der Kirche ... Früchte von außerordentlicher Wirksamkeit reifen ließen“.

Strenge und Milde – zur Reform der Kirche

Johannes XXIII. kündigte in der Rede nicht nur das Konzil, sondern auch eine Diözesansynode für die Diözese Rom an. Diese Synode, die 1960 stattfand, forderte – wohl im Sinne der in der Ankündigungsrede angesprochenen „weisen Anordnungen der kirchlichen Disziplin“ – äußerst strenge Regeln für das Leben des Klerus ein.

Bei der Eröffnung des Konzils indessen setzte der Papst vor allem auf Überzeugungskraft und wollte nicht verurteilen. Die katholische Lehre sollte von ihrer Darlegung her überzeugen. Die grundsätzlichen Anliegen, die der Papst bei der Rede in St. Paul vor den Mauern ausgesprochen hatte, vor allem die Hinführung der Menschen zu den höheren oder himmlischen Gütern, hatten aber für ihn weiterhin Priorität, was aus der Eröffnungsrede des Konzils 1962 deutlich hervorgeht.

Man entdeckt hier bei Johannes XXIII. eine Haltung, die auch typisch für seinen Lieblingsheiligen Franz von Sales war. Der heilige Bischof aus der Zeit nach dem Trienter Konzil, der als junger Priester den Auftrag erhalten hatte, die Region des Chablais am Genfer See zu rekatholisie-

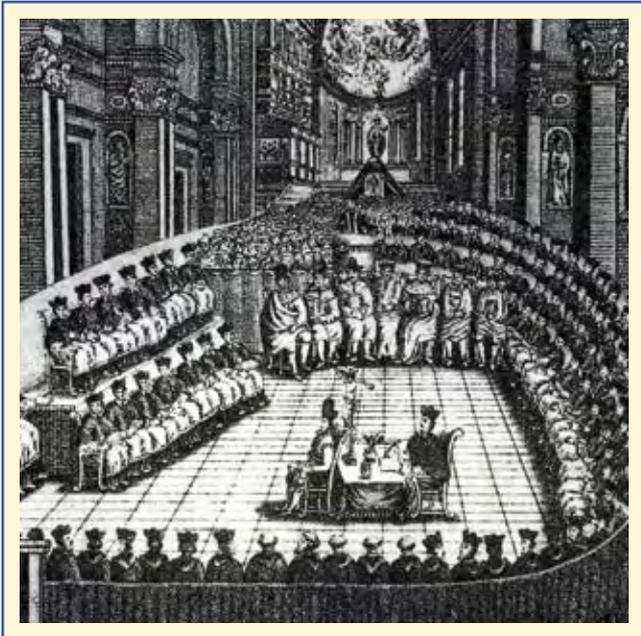


ne Roncallipapst hatte schon damals eine Ahnung von dem, was später so alles im sogenannten „Geist des Konzils“ praktiziert wurde und wird.

Gegen die Verwirrung durch den Fürsten der Finsternis

Vor bald 50 Jahren – am 11. Oktober 1962 – eröffnete Johannes XXIII. das Zweite Vaticanum. Er war damals schon schwer krank, er litt an Magenkrebs. Deshalb sollte er nur die erste Periode des Konzils leiten können. Am Pfingstmontag,

deutlich in seiner ersten Ankündigung des Konzils bei einem Treffen mit den Kardinälen in St. Paul vor den Mauern am 25. Januar 1959 gesagt. Der Papst beklagt hier eine Verweltlichung in der Gesellschaft, dass Menschen mehr an irdischen Gütern interessiert sind als an dem Glauben an Christus. Das Streben nach irdischen Gütern indessen, das auf den Einfluss des Fürsten der Finsternis zurückgeht, schafft Verwirrung. Besorgt ist der Papst auch über den an sich indifferenten technischen Fortschritt, der aber vom „Streben nach den höheren Gütern“ ablenkt und zum „Erschlaffen der Zucht und



ren, war davon überzeugt, dass hier mit einem Tropfen Honig mehr zu machen sei als mit einem Fass Essig. Mit Liebe wollte er die Mauern der reformierten Stadt Genf erobern. Auf der anderen Seite setzte Franz von Sales auf eine Reform des Klerus. Er war sich sicher, dass die Reform der Kirche zunächst eine Reform des Klerus sein müsse, und folgte damit den Konzilsvätern des Trienter Konzils. Hier wurde großer Wert auf die Frömmigkeit, die Lauterkeit und das Auftreten der Priester gelegt, hatte doch nicht zuletzt eine Dekadenz im Priesterstand zu der Krise geführt, die die Reformation auslöste. Johannes XXIII. war nicht nur ein großer Verehrer des heiligen Franz von Sales, er schätzte und kannte sich ge-

nauso gut mit einem zweiten bedeutenden Reformbischof nach dem Tridentinum aus, mit Karl Borromäus, mit dem er sich zeitlebens intensiv befasst hatte. Insofern liegt die Vermutung durchaus nahe, dass der Papst, der mit dem tridentinischen Priesterideal bestens vertraut war, dieses als Chance für eine Erneuerung der Kirche in unserer Zeit ansah. Aus diesem Geist heraus mag man auch die strengen Forderungen der römischen Diözesansynode verstehen – wobei das Grundanliegen des Papstes durchaus seine Berechtigung hat. Er war davon überzeugt, dass eine tiefe Frömmigkeit des Klerus die Frömmigkeit aller Christen fördert. Und ich meine, die weitere Entwicklung gab ihm recht. Hatte der nach dem Konzil propagierte „Abschied von Hochwürden“ nicht oft genug eine Verweltlichung des

Klerus zur Folge, in der der Priester zunächst einmal als hemdsärmlicher Sozialarbeiter galt und zum Altarsakrament als Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens ein eher gespaltenes Verhältnis hatte? Und hat nicht gerade hier das wachsende Desinteresse am Leben der Kirche seinen Grund?

Aggiornamento als Entweltlichung

Der Roncallipapst lebte aus der Eucharistie, aus dem Gebet und aus dem Bußsakrament. Wer sein – nach seinem Tod veröffentlichtes – „Geistliches Tagebuch“ liest, wird entdecken, wie sehr er sich immer wieder um ein Leben nach den Geboten Gottes bemüht hat und wie sehr er alles

vermieden hat, was ihn von dieser Beziehung hätte abbringen können. Genau diese Gottesbeziehung bei allen Menschen zu fördern war nach dem Wunsch und Willen von Johannes XXIII. die vorrangige Aufgabe des Konzils. Das hat der Papst bei seiner Eröffnungsrede am 11. Oktober 1962 ganz deutlich gesagt. Er spricht von der Pflicht des Christen, „ohne Unterlass nach den himmlischen Gütern zu streben, solange dieses Leben währt, und die irdischen Güter nur für diesen Zweck zu gebrauchen, so dass ihr zeitlicher Nutzen den Menschen nicht an ihrer himmlischen Seligkeit Schaden zufügt.“ Damit nun „diese Lehre die vielfältigen Bereiche des menschlichen Wirkens erreicht“, ist es notwendig „dass die Kirche ihre Aufmerksamkeit nicht von dem Schatz der Wahrheit abwendet, den sie von den Vätern ererbt hat“. Zum anderen „muss sie auch der Gegenwart Rechnung tragen, die neue Umweltbedingungen und neue Lebensverhältnisse geschaffen und dem katholischen Apostolat neue Wege geöffnet hat“. Genau hier macht Johannes XXIII. deutlich, was er mit dem viel zitierten Begriff „aggiornamento“, also Verheutigung, meint. Es geht überhaupt

Sehr geehrter Damen und Herren,
anliegend eine Presseerklärung zum Jahrestag der Veröffentlichung der Petition Pro Ecclesia am 8. Februar 2011

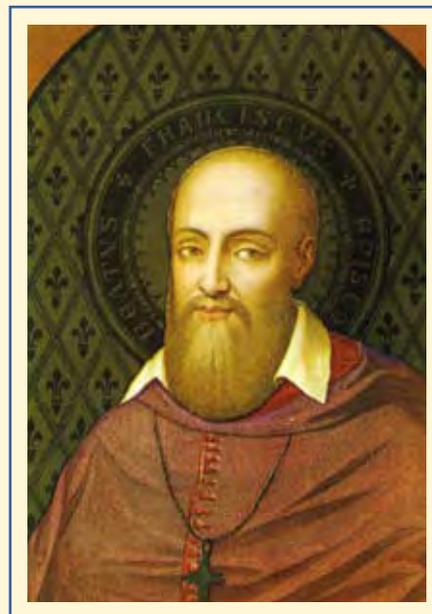
Peter Winnemöller:

Ein Jahr danach

Geseke. Am 8. Februar 2011 ging um 11 Uhr MEZ die Petition Pro Ecclesia online. Sie war eine direkte Reaktion auf die kurz zuvor erfolgte Veröffentlichung des von etwa 300 Theologen unterzeichneten „Memorandum Kirche 2011 – ein notwendiger Aufbruch“, mit dem sich viele Katholiken nicht identifizieren konnten und wollten. Die Verknüpfung kirchenpolitischer Forderungen mit dem Skandal des sexuellen Missbrauchs erschien ihnen als unredlich. Die Petition Pro Ecclesia richtete sich mit sieben Bitten an die Bischöfe, in denen sie diese um ihren apostolischen Beistand bat: Die Sicherstellung

nicht darum, die überlieferten Glaubenssätze, das „depositum fidei“, zur Disposition zu stellen. Aber es geht darum, sich mit der heutigen Situation auseinanderzusetzen, Wege zu finden, das unveränderlich Kostbare in seiner Kostbarkeit in unsere Welt weiterzusagen. Der Papst spricht in seiner Rede von der Notwendigkeit, „dass die gesamte christliche Lehre ohne Abstrich in der heutigen Zeit von allen durch ein neues Bemühen angenommen wird“.

Johannes XXIII. wusste nur zu gut, dass die Kirche den Auftrag hat, einer Verweltlichung des Glaubens etwas entgegenzusetzen. Wenn man nun die strengen Forderungen des Papstes an die Priester bei der Diözesansynode mit dem Anliegen des „Aggiornamento“ beim Konzil in Einklang bringt, so wird deutlich, dass es dem Papst darum geht, tiefe Frömmigkeit in die Welt zu bringen – ein Anliegen, das auch ganz deutlich Papst Benedikt XVI. bei seinem Deutschlandbesuch im September 2011 angesprochen hat. Die von ihm geforderte „Entweltlichung“ ist nämlich letztlich die angemessene Antwort auf den Ruf des Roncallipapstes nach dem Aggiornamento. Eine An-



Links: Der hl. Karl Borromäus (1528-1584), Erzbischof von Mailand.
Rechts: Der hl. Franz von Sales (1567-1622), Bischof von Genf, Kirchenlehrer.
Seite 70 oben: Die letzte Sitzung des Konzils von Trient. Unten: Eucharistiefeier beim 2. Vatikanischen Konzil

gleichung an die Welt hat der Kirche nie gut getan. Das wusste Johannes XXIII. sehr genau. Wenn Papst Benedikt XVI. heute von „Entweltlichung“ spricht, kann man, um diese umzusetzen, bei seinem Vorgänger Johannes XXIII. in die Schule gehen – einem

Papst, der entweltlicht und weltgewandt zugleich war, aber dessen Weltgewandtheit, dessen Optimismus und Freude am Glauben, wohl aus der Entweltlichung herrührte. Diese Haltung entspricht wohl auch dem wahren Geist des Konzils. □

einer qualitativ hochwertigen, im Glauben der Kirche verwurzelten Ausbildung des theologischen Nachwuchses, klare Aussagen zugunsten des priesterlichen Zölibats als einer angemessenen und wertgeschätzten Lebensform, sowie um den Schutz der christlichen Ehe und um einen innerkirchlichen Gesprächsprozess, der nicht die Grundfesten des Glaubens in Frage stellt, sondern auf dessen Basis stattfindet.

Damit kamen sie dem an die Laien gerichteten Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils nach: „Entsprechend dem Wissen, der Zuständigkeit und hervorragenden Stellung, die sie [die Laien] einnehmen, haben sie die Möglichkeit, bisweilen auch die Pflicht, ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären.“ (Lumen Gentium 37)

Am 14. März 2011 wurde dem Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Pater Dr. Langendörfer, die Petition pro Ecclesia (PPE) mit rund 14.000 Unterschriften von Priestern und Laien unterschiedlichster Berufsgruppen sowie eine

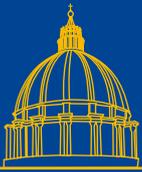
ausführliche Dokumentation in Paderborn übergeben. Mehr als 1000 weitere Unterschriften wurden vier Wochen später per Post an die DBK versandt. So haben in einem Zeitraum von rund zwei Monaten über 15.000 Katholiken öffentlich ihre Unterstützung bekundet.

Der Vorsitzende der DBK, Erzbischof Zollitsch, erklärte auf der Abschlusspresskonferenz der Vollversammlung der DBK in Paderborn, der Dialogprozess werde selbstverständlich auf dem Boden der Lehr- und Liturgietradition der katholischen Kirche stattfinden. Zuspruch erhielt die Petition pro Ecclesia seitens des Erzbischofs von Köln, Joachim Kardinal Meisner, welcher der Petition öffentlich „sentire cum ecclesia“ bescheinigte, den Initiatoren seinen Dank aussprach und versprach, sich den Bitten der Unterzeichner nicht zu verschließen.

Diese Zusage wurde von vielen Katholiken mit großer Dankbarkeit aufgenommen.

Mit Spannung wurde die Reaktion Benedikts XVI. auf den von der DBK ange-

stoßenen Dialogprozess bei seinem Besuch in Deutschland im September 2011 erwartet. Die Initiatoren der PPE haben registriert, dass der Hl. Vater auf seiner Deutschlandreise mit keinem Wort auf den strukturierten Gesprächsprozess eingegangen ist, in seinen Reden und Ansprachen dagegen immer wieder eine Vertiefung des Glaubens eingefordert hat. Einer kirchlichen „Verweltlichung“ erteilte Papst Benedikt XVI. in Freiburg eine deutliche Absage, indem er formulierte, dass der Sendungsauftrag der Kirche durch die Ansprüche und Sachzwänge der Welt immer wieder verdunkelt und ihre Botschaft relativiert werde. Seinem Wunsch nach Wiederentdeckung, Erneuerung und Weitergabe des Glaubens in unsere Welt hinein – den er insbesondere ausgedrückt hat durch die Ausrufung des im Oktober 2012 beginnenden Jahres des Glaubens – schließen sich die Initiatoren der Petition pro Ecclesia voll an und bekräftigen ihre Bereitschaft, sich hier voll einzubringen. □



P. Karl Wallner OCist:

Was die Welt im Innersten zusammenhält ist die Liebe

Ich erlebe es als Priester dramatisch, dass viele Menschen – trotz des Wohlstandes – innerlich frustriert und leer sind, weil ihnen das Leben im letzten sinnlos scheint. Die Zahl der psychischen Erkrankungen steigt wohl auch deshalb so eklatant, weil uns der Ausgriff auf die Transzendenz, auf das Letzte fehlt: wir haben den Gedanken an Gott und Himmel und Ewigkeit aus unserem Herzen getilgt, und deshalb fehlen uns auch Sinn und Ziel und Zukunft. Unsere Wohlstandswelt ist in Wirklichkeit ein großer Betonsarg, in dem wir uns noch so angenehm einrichten kön-

nen. Solange der Blick auf den Himmel nicht wieder frei ist, solange wir nicht den Deckel wegstemmen, durch den uns die materialistische Zeitgeistmentalität eingesargt hat, werden wir unerfüllt, unglücklich, frustriert und depressiv bleiben.

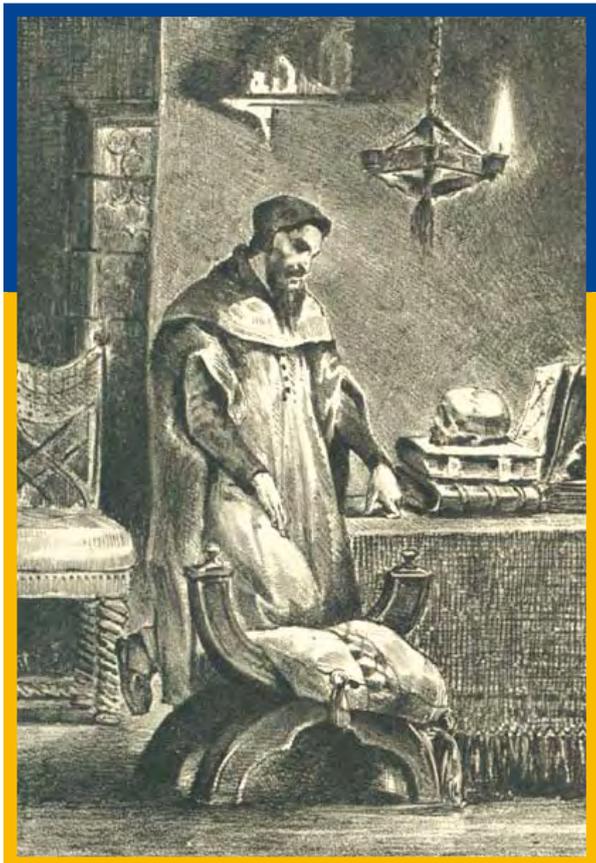
Deutschland steht im Vorfeld des Papstbesuches, und man wird als Österreicher das Gefühl nicht los, dass viele nicht die historische Dimension dessen erkannt haben, dass 2005 ein deutscher Intellektueller, ein Professor aus dem Land der Denker und Dichter in das universale Petrusamt gewählt worden ist. Mit seinem weißen Haar-

schof, von dem der mittlerweile zum katholischen Bekenner mutierte Matthias Mattusek geschrieben hat, dass er den Papst wie einen Einstein der Theologie aussehen lässt, ist Joseph Ratzinger angetreten, um unermüdlich einzuladen, doch wieder die Fragen nach dem Letzten und Wesentlichen zuzulassen. Ist es nicht geradezu ein Witz der Geschichte, dass es heutzutage der Papst ist, der antreten muss, um die Dogmatisten des Liberalismus, des Pragmatismus und des Materialismus zu ermahnen, dass sie doch das innerste Heiligtum ihres Menschseins aktivieren und verwenden müssen: die Kraft des Denkens. Seit der Aufklärung – also über 200 Jahre lang – hat man im Namen der „Vernunft“ („la raison“) gegen die Kirche gekämpft, und heute muss der Papst kommen und – wie etwa in der Regensburger Rede – für die Verwendung dieser abhanden gekommenen Vernunft plädieren, weil ein Denken, dem die metaphysische Dimension abhanden gekommen ist, alles andere ist als „vernünftig“.

Doch lassen wir nun endlich den Doktor Faustus sprechen. Seine Worte sind mit Recht berühmt, weil sie das postaufgeklärte Streben, den philosophischen Eros, die Begeisterung im Fragen nach dem Letzten auf den Punkt bringen:

„Habe nun, ach! Philosophie, /
Juristerei und Medicin, / Und leider
auch Theologie! / Durchaus studirt,
mit heißem Bemühn. / Da steh' ich
nun, ich armer Thor / Und bin so klug
als wie zuvor;

Heiße Magister, heiße Doctor gar,
/ Und ziehe schon an die zehen Jahr, /
Herauf, herab und quer und krumm, /
Meine Schüler an der Nase herum – /
Und sehe, daß wir nichts wissen kön-



*Goethes Faust in der
Studierstube:*

„Es möchte kein Hund
so länger leben / Drum
hab' ich mich der Ma-
gie ergeben ... Dass ich
erkenne was die Welt
/ Im Innersten zusam-
menhält.“

Eugène Delacroix
(1798-1862), *Faust in
der Studierstube*. Faust-
Illustrationen Blatt 1.



nen! / Das will mir schier das Herz verbrennen.

Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen, / Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen; / Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel, / Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel – / Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen, / Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen, / Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, / Die Menschen zu bessern und zu bekehren. / Auch hab' ich weder Gut noch Geld, / Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt. / Es möchte kein Hund so länger leben! / Drum hab' ich mich der Magie ergeben, / Ob mir durch Geistes Kraft und Mund / Nicht manch Geheimniß würde kund; / Daß ich nicht mehr mit sauerm Schweiß, / Zu sagen brauche, was ich nicht weiß; / Daß ich erkenne, was die Welt / Im Innersten zusammenhält, / Schau' alle Wirkenskraft und Samen, / Und thu' nicht mehr in Worten kramen.“

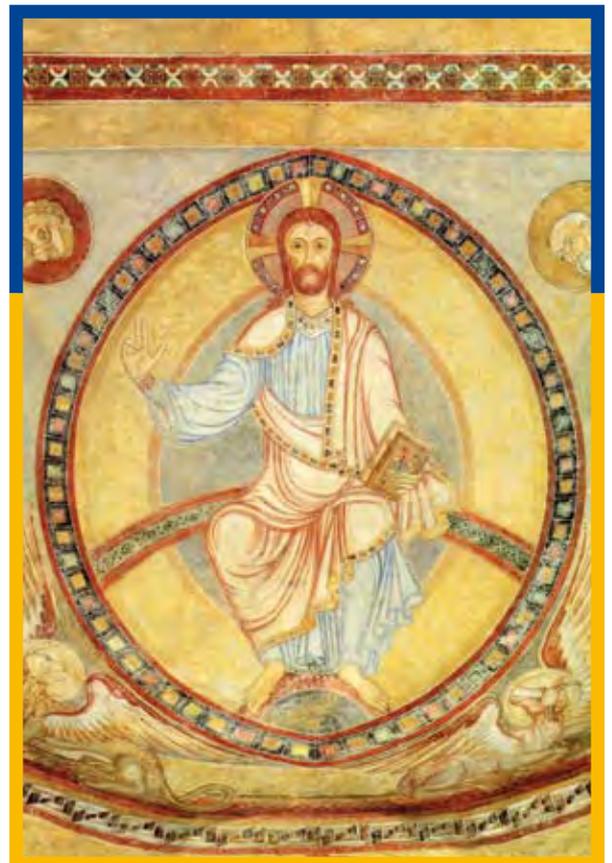
Irgendwie sind diese Worte Goethes ja prophetisch für unsere Zeit, die Jürgen Habermas treffend als „post-säkular“ charakterisiert hat. Schon im 5. Jahrhundert hat der heilige Augustinus eine Grundbefindlichkeit des menschlichen Geistes beschrieben, wenn er sagt: „Inquietum cor nostrum, donec requiescat in te“. Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir, also in Gott. Unsere Geistigkeit ist nicht nur eine wunderbare Weise, die Schönheit dieser Welt wahrzunehmen, etwas, das uns über jedes andere Geschöpf emporhebt, sondern sie verdammt uns auch dazu, die Wirklichkeit dieser Welt wahrzunehmen. Und darin auch die Tatsache zu realisieren, dass uns nichts Irdisches wirklich je ganz und gar erfüllen kann. Unsere Seele ist eine Art inneres Vakuum, wir sind innerlich erfüllt mit Unerfülltheit. Und sobald der Mensch sich dieser Wirklichkeit stellt und darüber nachzudenken beginnt, wird er eingestehen müssen, dass die *conditio humana* nicht nur in einer faktischen Unerfülltheit, sondern in einer absoluten *Unerfüllbarkeit* besteht. Wir haben Glück und Erfüllung immer nur innerhalb der Koordinaten von Raum und Zeit, sie sind damit unweigerlich vergänglich.

Und es gibt die Begrenztheit des Lebensglücks durch Krankheit und unvermeidliches Leiden, vor allem aber gibt es da die absolute Grenze des Todes. Die Lebenssinnlösungen, die uns heute unter dem Motto „Wir leben-um-zu-leben“ angeboten werden, oder auch östlich-religiös verbrämt als „Der-Weg-ist-das-Ziel“, sind keine Lösungen, sondern bestenfalls Vertröstungen. Pseudophilosophische Beruhigungstabletten, die uns über die existentielle Depression angesichts der Unerfüllbarkeit und letzten Sinnlosigkeit unseres Lebens hinwegschwindeln sollen. Es nützt alles nichts: Wir brauchen eine Antwort auf das, was die Welt im Innersten zusammenhält; was unser Leben sinnvoll und rund und damit letztlich wertvoll und lebenswert macht. Und diese Antwort hat Gott uns im christlichen Glauben gegeben. Die Kirche gibt Antworten, die auf das Ganze gehen. Der Name „katholisch“, der erstmals beim Märtyrerbischof und Apostelschüler Ignatius von Antiochien († 110) als Bezeichnung für die Kir-

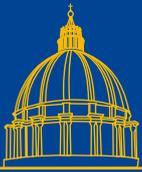
che auftaucht, meint nicht nur deren geographische Ausbreitung, sondern auch die Qualität unseres Glaubens. Wir sind katholisch, „kata“ „holon“ – wörtlich „gemäß dem Ganzen“, weil hier das Ganze der Wahrheit von Welt und Mensch beantwortet ist. Im Mittelalter hat man Christus daher immer dargestellt, wie er in der „Mandorla“ thront, also jenem mandelförmigen Oval, das Symbol ist für das Ganze des Kosmos. Die faustische Frage nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, trägt die Antwort: Die Offenbarung göttlicher Liebe in Jesus Christus.

Doch herrje! Das Christentum und die Kirchen – und ich erlaube mir hier einmal ganz ökumenisch von Kirchen im Plural zu sprechen – geben derzeit zumindest bei uns in Europa ein groteskes Bild. Ich meine nicht die Skandale, die natürlich abscheulich sind, wo aber die Menschen doch sehr wohl erkennen, dass diese nicht zur Programmik der Kirche gehören, sondern dem Wesen der Kirche zutiefst widersprechen.

„In Christus hat Gott dem Menschen die Antwort gegeben, was die Welt im Innersten zusammenhält, die Antwort auf die Fragen des Menschen: „Woher kommen wir, wohin gehen wir, was ist der Sinn des Lebens.“



Rechts: Christus in der Mandorla. Romanischer Christus medicus im Chorfresko (1107/rest. 1907) in der romanischen Basilika auf dem Petersberg, Haus Petersberg, Dachau



Unser eigentliches Problem liegt ganz woanders, nämlich im innerkirchlichen Verlust des Wesentlichen. Angelus Silesius formuliert im Cherubinischen Wandersmann: „Mensch werde wesentlich, denn wenn die Welt vergeht, so fällt der Anschein fort, das Wesen, das besteht.“ Heute müsste man den Christen zu rufen: „Christ, werde wesentlich!“ Besinne Dich auf das Wesentliche. Das Christentum hat eine irdische Schale, die einen göttlichen Kern in sich verhüllt und trägt und schützt. In Christus hat Gott dem Menschen die Antwort nach dem gegeben, was die Welt im Innersten zusammenhält, die Antwort auf die letzten Fragen des Menschen: „Woher kommen wir, wohin gehen wir, was ist der Sinn des Lebens.“

Ich möchte hier meine persönlichen Erfahrungen einbringen, denn der liebe Gott hat es so gefügt, dass ich einiges erleben durfte, dass normale Leute – und schon gar nicht normale Mönche – wohl eher nicht erleben. Es begann 2007 damit, das mein Freund und Trainingspartner Florian Henckel von Donnersmarck, der Neffe unseres Abtes, mit seinem Film „Das Leben der anderen“ den Oscar gewann. Er hatte das Drehbuch zu diesem großartigen Film, der auch sehr wichtig ist für die Heilung der deutschen Seele nach vierzig Jahren der Teilung Deutschlands, bei uns in

Heiligenkreuz geschrieben. Wir erleben den ersten Medienansturm. Und dann kam im selben Jahr Papst Benedikt XVI. zu uns nach Heiligenkreuz. Auf eigenen Wunsch. Sein Besuch galt auch der Hochschule, die ich als Rektor nun schon seit 12 Jahren leiten darf, und die wächst und wächst. Uns geht es vor allem um Priesterausbildung, um *katholische* Theologie, uns geht es darum, in Ruhe und intellektueller Dichte eine neue Generation an Priestern zuzurüsten.

Unsere Hochschule braucht übrigens jede Hilfe, auch finanziell, weil wir das Wachstum bald nicht mehr bewältigen. 1999 als ich Rektor wurde, waren es 62 Studenten, jetzt sind es 200, Tendenz steigend, die jungen Leute sitzen auf dem Boden. Der Papst weiß übrigens davon und tut alles, um uns zu fördern. Am 30. Juni dieses Jahres hat er unserem neuen Abt, Maximilian Heim, zuvor Professor für Fundamentaltheologie, als erstem deutschsprachigen Theologen im Vatikan den „Premio Joseph Ratzinger“ verliehen. Bei der Ansprache des Heiligen Vaters schlotterten mir freilich die Knie, weil der Papst deutlich machte, welch große Erwartungen er in Heiligenkreuz setzt. Und der Heilige Vater hat uns sogar selbst schon mal geholfen, durch die 50.000 Euro Preisgeld, die der Grundstock für den Ausbau der Hochschule sind. Uns

fehlen jetzt freilich noch unvorstellbare 4 Millionen. Aber auch dafür wird Gott sorgen, denn wir brauchen ja gute Priester. –

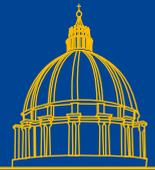
Jedenfalls kam der Papst 2007, fühlte sich in unserem jungen Konvent – wir haben ja mit 82 Mönchen den historischen Höchststand seit dem 15. Jahrhundert – ostentativ wohl, segnete uns, – und dann ging es so richtig los: Wenige Monate später wurden wir durch Umstände, die man nur als Wunder bezeichnen kann, von der größten Musikfirma der Welt, Universal Music, entdeckt. Wir sind das einzige Zisterzienserkloster der Welt, wo das ganze Chorgebet in Latein gehalten wird, wo das Latein selbstverständliche Liturgiesprache der Heiligen Messe ist, wo der Gregorianische Choral gepflegt wird. Auf der CD „Chant – Music for Paradise“ war nichts anderes als Teile unserer täglichen Liturgie. Und die CD schlug ein wie eine Bombe, wir waren plötzlich nicht nur monatelang an erster Stelle der Classic Charts, sondern stürmten die Pop-Charts... Eine Riesensensation, die zu einem unvorstellbaren medialen Interesse führten. Da ich mit der Öffentlichkeitsarbeit beauftragt war, gab ich ein Interview nach dem anderen, es waren hunderte. Ich flog quer durch Europa, war in dutzenden Fernsehshows, von Madrid bis Zürich, von Belgien bis Wetten dass... Ich bin



Links und rechts: Mönche des Stiftes Heiligenkreuz beim Chorgebet.

„Chant – Music for Paradise“ – so der Titel einer CD mit Gregorianischen Gesängen der Mönche zur Totenliturgie. Wie ist es zu erklären, dass sie ein Welterfolg wurde? Dazu P. Karl Wallner in seinem Buch „Der Gesang der Mönche“:

„Ich glaube, dass sich die Antwort darin finden lässt, dass die Menschen bei uns Mönchen, in unserem Gottesdienst und in unseren Gesängen auf das Phänomen des Übernatürlichen verwiesen werden. Ich behaupte, dass das, was die Menschen fasziniert, darin liegt, dass über einer Gemeinschaft von Menschen, die



dabei nicht veräußerlicht, sondern so fromm geworden wie noch nie in meinem Leben zuvor, denn ich habe gesehen, wie sehr die Menschen sich nach Gott, nach dem Wesentlichen, nach dem Innersten, das diese Welt zusammenhält, sehnen. Und welche Gnade: Denn wir waren ja „neben“ den kirchlichen Medien berühmt geworden, ich wurde also zu 90 Prozent von Society-Medien interviewt. Was für ein Unterschied. Die kirchlichen Journalisten blieben oft in den üblichen innerkirchlichen Klischees stecken: „Warum beten sie noch Latein? Kommen deshalb so viele Menschen in ihr Kloster, weil sie so konservativ sind? Was machen sie mit dem Geld?“ – Die „weltlichen“ Journalisten hingegen, die von Religion und Glaube meist völlig unbeleckt waren, stellten die eigentlichen Fragen, die die Menschen bewegen: „Kann man wirklich mit Gott sprechen? Hört uns Gott? Was fühlen sie, wenn sie täglich drei Stunden beten? Hilft Ihnen Gott, wenn sie beten?“ Ich habe es als große Gnade und als Fügung Gottes verstanden, dass wir mit dem Thema „Gregorianischer Choral“, und folglich mit den Themen „Gebet“, „Gottvertrauen“, „Mönchtum“ usw. in der Öffentlichkeit waren. Mir tun unsere Bischöfe herzlich leid, die immer nur über Strukturthemen gefragt werden. Die Journalisten – und leider oft auch

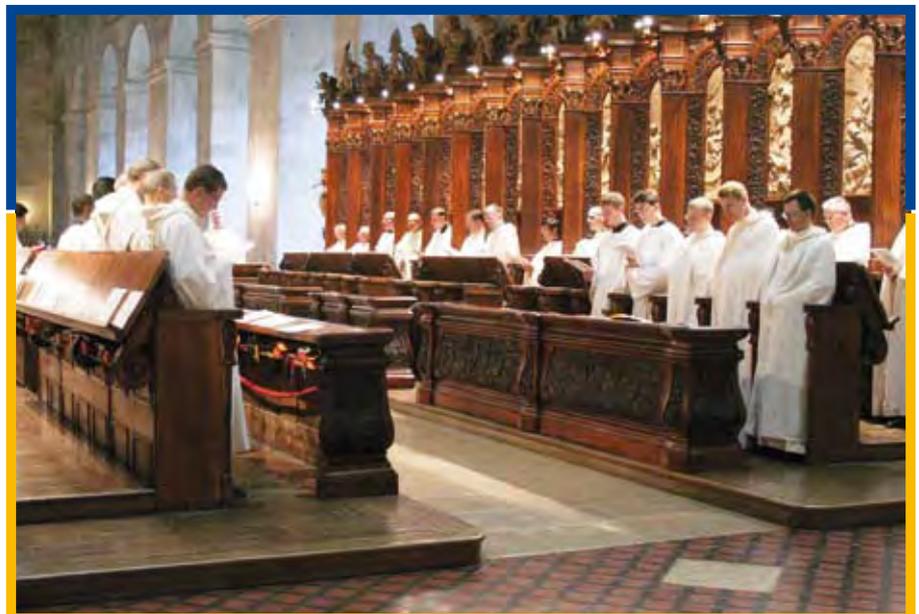
die innerkirchlichen – betreiben hier eine Themenverengung, die wir unbedingt überwinden müssen. Sie machen aus der Kirche, deren Hauptinhalt ewiges Heil ist, einen Verein, in dem es scheinbar nur mehr um Dritt-, Viert- oder oft sogar Letztrangiges geht. Niemand wird etwa den Zölibat, der ja von Jesus unter das Wort „Wer es fassen kann, der fasse es!“ (Mt 19,12) gestellt wurde, verstehen, der nicht an die Wirklichkeit des Einbrechens und Berufens Gottes glaubt! „Er rief, die er wollte“ (Mk 3,13), heißt es im Markusevangelium. Man kann ja nur dann einen sinnvollen Dialog über etwas führen, wenn es eine gemeinsame Sprach- und Verstehensbasis gibt. Und diese Basics des Glaubens sind es, die heute fehlen. Manfred Lütz hat mit seinem immer noch lesenswerten Buch „Der blockierte Riese“ leider recht. Wir liegen wie Gulliver darnieder und lassen uns von den unfruchtbaren Themen und Inhalten fesseln, wie von hässlichen Zwergen. Wir brauchen einen thematischen Aufbruch und einen Ausbruch aus dieser Fesselung. Wir müssen wieder über Gott reden.

Ich möchte noch ein Beispiel dafür erzählen, wie sehr uns äußere Themen, die neben dem wesentlichen liegen, binden und blockieren und letztlich zerstören. Vor wenigen Jahren betreute ich eine Firmgruppe aus ei-

nem Wiener Elitegymnasium, acht aufgeweckte Burschen mit vielen Fragen und echtem Interesse. In dieser Zeit starb nach langer Krebskrankheit die Großmutter eines dieser 14-jährigen. Das führte dazu, dass er mir viele Fragen stellte: Warum Gott es zulässt, dass jemand leiden muss; warum es den Tod gibt; was das Kreuz Christi bewirkt; warum sein Gebet um Gesundheit nichts genützt hat; was nach dem Tod geschieht; wo seine Oma denn nun sei usw. Es waren substantielle religiöse Themen, die ihn wirklich bewegten. Unmittelbar vor der Firmung lud der damalige Abt Gregor die jungen Leute zu einem Gespräch ein. Er bat sie, ihm Fragen zu stellen, die er dann bei der Predigt zur Firmmesse beantworten wolle. Und nun geschah das für mich so Erschütternde: Anstatt dass der Junge die Fragen gestellt hätte, die ihn im Innersten wirklich bewegten, fragte er: Warum dürfen Priester nicht heiraten. – Offensichtlich haben die Medien – oder auch wir selbst – einen pseudooffiziellen Themenkatalog geschaffen, den man in der Öffentlichkeit mit Kirche zu assoziieren hat. Ein amtlich verordnetes schmales Themenspektrum wie Zölibat, Kondome, Geschiedene Wiederverheiratete, Frauenpriestertum – punkt aus basta!

Fortsetzung folgt

sich täglich mehrmals versammeln, um dem unsichtbaren Gott Gesänge zu singen und Anbetung darzubringen, der Himmel offen steht.“ (S.24). – „Über unser Chorgebet sagte der Papst wörtlich: »Das Officium der Gottgeweihten ist zugleich ein heiliger Dienst an den Menschen und ein Zeugnis für sie. Jeder Mensch trägt in Innersten seines Herzens die Sehnsucht nach der letzten Erfüllung, nach dem höchsten Glück, also nach Gott, sei es bewusst oder unbewusst. Ein Kloster, in dem sich die Menschen täglich mehrmals zum Gotteslob versammeln, bezeugt, dass diese urmenschliche Sehnsucht nicht ins Leere geht.«“ (S.225).



Das Gebet einer Stallmagd

Die Berufungsgeschichte des Bischofs von Ketteler



Im Jahr 1869 saßen in einer deutschen Bischofsstadt zwei Kirchenfürsten abends im ernstesten Gespräch beisammen. Es war dies der Diözesanbischof einer deutschen Diözese mit seinem Gast, dem Bischof Ketteler von Mainz. Im Laufe des Gesprächs kam der Diözesanbischof auf das überaus segensreiche Wirken seines Gastes zu sprechen. Doch Bischof Ketteler erklärte seinem Gastgeber: „Alles, was ich mit Gottes Hilfe erreicht habe, verdanke ich dem Gebet und Opfer eines mir unbekanntem Menschen. Ich kann nur soviel sagen: Ich weiß, es hat sich jemand mit seinem ganzen Leben für mich beim lieben Gott geopfert, und diesem Opfer habe ich es zu verdanken, dass ich überhaupt Priester geworden bin.“

Und er fuhr fort: „Ursprünglich war ich nicht zum Priester bestimmt. Ich hatte meine Staatsprüfung in Rechtswissenschaften gemacht und dachte nur daran, möglichst bald voranzukommen, eine bedeutende Stelle in der Welt zu erhalten und Ehre, Ansehen und Geld zu erwerben. Ein außerordentliches Ereignis hielt mich von diesem Weg zurück und lenkte mein Leben in eine andere Bahn.“

Eines Abends war ich allein im Zimmer und überließ mich meinen ehrgeizigen Träumen und Zukunftsplänen. Ich weiß nicht, was nun geschah. Wachete ich oder schlief ich – sah ich in Wirklichkeit oder im Traum? Aber das eine weiß ich: Was ich sah, führte eine Wende in meinem Leben herbei. Ganz klar und deutlich schaute ich, wie Christus über mir in einer leuchtenden Wolke stand und mir sein heiligstes Herz zeigte. Vor ihm kniete eine Ordensfrau, die flehend ihre Hände zu ihm erhob. Aus seinem Mund aber hörte ich die Worte: „Sie betet ohne Unterlass für dich!“ Ich sah ganz deutlich die Gestalt der Beterin, und ihre Gesichtszüge haben sich mir so eingepägt, dass ich sie noch heute im Gedächtnis habe. Sie schien eine ganz gewöhnliche Laienschwester zu sein. Ihr Gewand war sehr ärmlich und grob, ihre Hände waren wie von schwerer Arbeit gerötet und schwielig. Mag dem nun sein, wie es will, mag es ein Traumbild gewesen sein oder nicht, außerordentlich war es jedenfalls für mich; denn ich wurde davon so bis ins Mark hinein erschüttert, dass ich von da an beschloss, mich ganz Gott im priestertlichen Dienst zu weihen.

Ich zog mich in ein Kloster zurück, um Exerzitien zu machen, und besprach alles mit meinem Beichtvater. Mit 30 Jahren begann ich dann, Theologie zu studieren. Das Weitere wissen Sie. Und wenn Sie nun meinen, dass durch mich irgendwie Gutes geschieht, so wissen Sie jetzt auch, wer eigentlich das Verdienst daran hat. Es ist jene Klosterfrau, die für mich gebetet hat, vielleicht, ohne mich zu kennen. Denn ich bin überzeugt, dass für mich gebetet worden ist und noch im Verborgenen gebetet wird und dass ich ohne dieses Gebet dieses Ziel, das mir Gott gesteckt hat, nicht erreichen würde.

„Haben Sie eine Ahnung, wo und durch wen für Sie gebetet worden ist?“ fragte der Diözesanbischof. „Nein, ich kann nur Gott täglich bitten, dass er sie segne, wenn sie noch auf Erden ist, und ihr tausendfach vergelte, was sie an mir getan hat.“

Die Stallschwester

Am nächsten Tag besuchte Bischof Ketteler einen nahe gelegenen Schwesternkonvent der Stadt und feierte dort in der Hauskapelle die heilige Messe. Schon war er bei der Kommunionausteilung am Ende der letzten Reihe angekommen, als sein Blick plötzlich auf einer Ordensschwester haften blieb. Tiefe Blässe breitete sich über sein Antlitz aus. Er stand da, ohne sich zu bewegen; doch raffte er sich auf und spendete der andächtig knienden Klosterfrau, die von der Verzögerung nichts bemerkt hatte, die heilige Kommunion. Ruhig beendete er dann die heilige Messe.

Zum Frühstück war auch der Bischof, dessen Gast er war, ins Kloster gekommen. Anschließend bat Bischof Ketteler die Oberin, ihm sämtliche Schwestern des Hauses vorzustellen, und nach kurzer Zeit waren alle versammelt. Die beiden Bischöfe begaben sich zu ihnen, und Bischof Ketteler überflog grüßend und suchend die Reihen der Schwestern. Doch er schien nicht zu finden, was er suchte. Leise fragte er die Oberin: „Sind wirklich alle Schwestern da?“ Sie überschaute die Schwesternschar und sagte dann: „Bischöfliche Gnaden, ich ließ alle rufen, doch es fehlt in der Tat eine Schwester.“ „Warum ist sie denn nicht gekommen?“ „Sie besorgt den Stall,“ sagte die Oberin, „und das in so musterhafter Weise, dass sie in ihrem Eifer dann manchmal andere Dinge vergisst.“ „Ich wünsche die Schwester zu sehen“,

bat der Bischof. Nach einiger Zeit trat die Gerufene herein. Wieder erbleichte er, und nach einigen Worten an alle Schwestern bat er, mit dieser einen Schwester alleingelassen zu werden.

„Kennen Sie mich?“ fragte er sie nun. „Ich habe Bischöfliche Gnaden noch nie gesehen.“ „Haben Sie einmal für mich gebetet oder gute Werke für mich aufgeopfert?“, wollte Ketteler wissen. „Es ist mir nicht bewusst, da ich von Euer Bischöflichen Gnaden noch nie gehört habe.“ Der Bischof stand einige Augenblicke schweigend da – dann fragte er plötzlich weiter: „Welche Andacht pflegen Sie am liebsten und häufigsten?“ „Die Andacht zum Heiligsten Herzen Jesu“, war die Antwort. „Sie haben, wie es scheint, die schwerste Arbeit im Kloster“, fuhr er fort. „O nein, Bischöfliche Gnaden“, entgegnete die Schwester, „aber ich kann nicht leugnen, dass sie mir zuwider ist.“

„Und was tun Sie, wenn solche Anfechtungen kommen?“ „Ich habe mir angewöhnt, alle Dinge, die mich Überwindung kosten, aus Liebe zu Gott erst recht gern und eifrig anzupacken. Und ich opfere das dann auf für eine Seele auf dieser Welt. Wem der liebe Gott dann dafür gnädig sein will, das habe ich ihm ganz überlassen und will es nicht wissen. Auch die Stunde der Anbetung vor dem Heiligsten Sakrament jeden Abend von acht bis neun Uhr opfere ich in dieser Meinung auf.“

„Und wie kommen Sie auf diesen Gedanken, all Ihre Verdienste für eine ganz unbekannte Seele aufzuopfern?“ „Das hatte ich mir schon angewöhnt, als ich noch in der Welt draußen war“, lautete die Antwort. „In der Schule lehrte uns nämlich der Herr Pfarrer, dass und wie man für seine Angehörigen beten und seine Verdienste aufopfern soll. Außerdem, meinte er, solle man auch für andere, die in Gefahr sind, verloren zu gehen, viel beten. *Da aber nur Gott wisse, wer das Gebet besonders braucht, so sei es das Beste, dem Heiligsten Herzen Jesu seine Verdienste zur Verfügung zu stellen, damit sie demjenigen zugutekommen, für den seine Allwissenheit und Weisheit es für gut fände. So habe ich es gemacht*“, schloss sie, „und immer gedacht, Gott werde die rechte Seele schon finden.“

Geburtstag und Bekehrungstag

„Wie alt sind Sie?“ wollte Ketteler wissen. „Dreiunddreißig Jahre, Bischöfliche Gnaden“, war die Antwort. Der Bischof hielt einen Augenblick betroffen inne. Dann sagte er: „*Wann genau sind Sie geboren? Die Schwester nannte den Tag. Da entfuhr dem Bischof ein Ausruf der Überraschung. Ihr Geburtstag war sein Bekehrungstag!* An jenem Tag hatte er sie genau so vor sich gesehen, wie sie jetzt vor ihm stand. „Und wissen Sie gar nicht, ob Ihr Gebet und Opfer Erfolg gehabt haben?“, fragte er weiter. „Nein, Bischöfliche Gnaden.“ „Und wünschen Sie es nicht zu wissen?“ „*Der liebe Gott weiß, wenn etwas Gutes geschieht, und das ist genug*“, war die einfache Antwort. Der Bischof war erschüttert. „So fahren Sie in Gottes Namen mit diesem Werk fort“, sagte er.

Die Schwester aber kniete bereits zu seinen Füßen und erbat seinen Segen. Der Bischof erhob feierlich seine Hände und sprach mit tiefer Bewegung und Ergriffenheit: „So segne ich Sie in der Kraft und Gewalt, die ein Bischof zum Segnen hat. Ich segne Ihre Seele, ich segne Ihre Hände und deren Arbeit, ich segne Ihr Beten und Opfern, Ihr Überwinden und Gehorchen. Ich segne Sie ganz besonders für die letzte Stunde und bitte Gott, dass er Ihnen mit seinem Trost beistehe.“ „Amen“, antwortete die Schwester ruhig, erhob sich und ging.

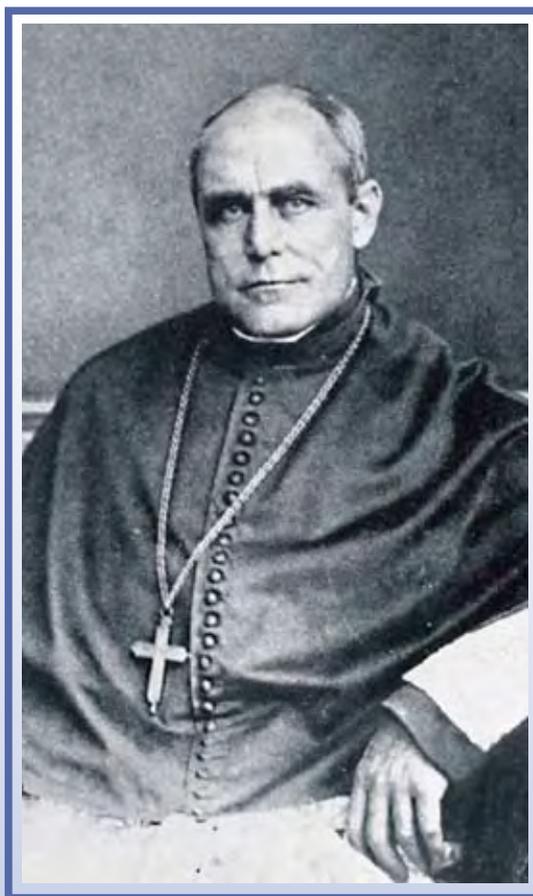
Eine Lehre für das ganze Leben

Der Kirchenfürst aber trat, im Innersten erschüttert, ans Fenster und blickte, nach Fassung ringend, hinaus. Etwas später verabschiedete er sich von der Oberin und kehrte in die Wohnung seines bischöflichen Freundes zurück.

Diesem vertraute er an: „Nun ist jene gefunden, der ich meine Berufung verdanke. Es ist die letzte und ärmste Laienschwester des Klosters. Ich kann Gott nicht genug für seine

Barmherzigkeit danken. Denn die Schwester betet seit fast 20 Jahren für mich. Gott aber hat schon im voraus ihr Gebet angenommen und an dem Tag, an dem sie das Licht der Welt erblickte, schon meine Bekehrung bewirkt, im Vorauswissen ihrer fürbittenden Werke und Gebete. Welche eine Lehre und Mahnung für mich!“, fügte er bei.

„Wenn ich je in Versuchung kommen sollte, wegen gewisser Erfolge



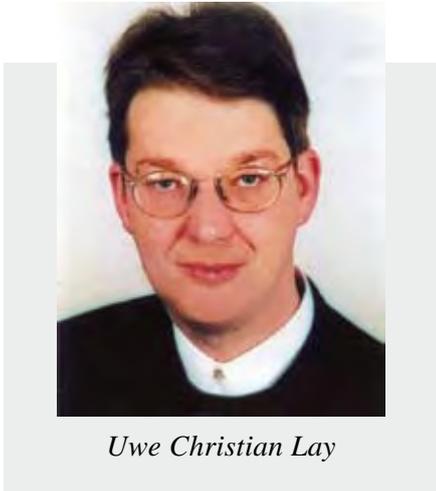
Bischof von Ketteler

und wegen meines Wirkens vor den Menschen eitel zu werden, dann muss ich mir um der Wahrheit willen stets vor Augen halten: Das verdankst du dem Gebet und dem Opfer einer armen Magd im Klosterstall. Und wenn mir eine kleine und geringe Arbeit wenig wertvoll erscheinen möchte, dann sage ich mir dieselbe Tatsache: Das, was diese Magd in demütigem Gehorsam Gott gegenüber und in Selbstüberwindung tut und opfert, ist vor Gott dem Herrn soviel wert, dass diese Verdienste der Kirche einen Bischof erweckt haben.“ □

Aus der Zeitschrift „Lebe“. Information der Bewegung für das Leben – Südtirol, Nov. 2002

Meine Bekehrung – ein langer Weg zur Wahrheit

Glaubenszeugnis eines Konvertiten



Uwe Christian Lay

Der Verfasser kann von keinem Damaskuserlebnis erzählen, sondern von einem Prozess der Entfremdung und Heimkehr, einer langen Bildungsvita. Aufgewachsen typisch protestantisch, reichten mir Bibel und Gebet und die Meinung, das Wichtigste für einen Christenmenschen sei, anständig zu leben. Den Gottesdienst besuchte ich einmal im Jahr zu Weihnachten und war der festen Überzeugung, das reiche. Wozu auch da hingehen, wenn ich das in den Predigten Gelehrte doch viel besser in Büchern fand –, und der evangelische Gottesdienst ist ja nichts anderes als eine von Kirchengesang umkränzte Predigt. Im gymnasialen Religionsunterricht erfuhr ich, dass seit der ökumenischen Bewegung, außer Ewiggestrigen keiner die Differenzen zwischen Rom und Luther noch ernst nehme und der Katholizismus sich seit dem 2. Vatikanum langsam aber unaufhaltsam dem Protestantismus angleiche. Man war Christ oder Atheist, die Kirchenzugehörigkeit jedoch war für Gott und für uns Menschen etwas Gleichgültiges.

Ein katholischer Mathematiklehrer irritierte mich dann aber: Wenn überall so klar gedacht würde, wie in der Mathematik wären, die meis-

ten Probleme schon zur Hälfte gelöst. Eine kurze Denkpause: Aber es gäbe noch Wichtigeres: die Glaubenswahrheiten. Davon hatte ich, obgleich Religion zu meinen Lieblingsfächern gehörte, noch nie etwas gehört. Im Religionsunterricht konnte alles vertreten werden, wurde es nur gut genug begründet. Was Gewisses wusste man nicht, und das war dann: „Glaube“. Schon in der Schule wurden wir eingeführt in die historisch-kritische Methode, die das einstige Fundament der Reformation auflöste: alles Ausgesagte sei historisch kontextuell bedingt. Was sprach mich trotzdem an an diesem Fach? Dass dies das Fach war, in dem meine, unsere Schülerfragen thematisiert wurden, die wir uns stellten, wenn wir vom Alltag Abstand nehmend anfangen zu fragen: warum ist es so, wie es ist? Wozu ist alles und welchen Zweck hat mein Leben? Der Protestantismus war für mich das Abenteuer des Suchens. Aber ich fand nichts Gewisses.

Auf diese Fragen wahre Antworten zu finden, das leiste erst das Theologiestudium, dachte ich. Und so entschloss ich mich, ob dieser Hoffnung evangelische Theologie zu studieren, nachdem ich das Fragen in der Schule gelernt hatte. Das erste, was ich dort lernte, war, dass nur sehr oberflächliche Betrachter die Differenzen innerhalb des Christentum als gleichgültig erachteten. Ein antiökumenisches Klima herrschte um der Wahrheit willen. Einer Frage konnte ich mich so damals nicht erwehren: Wie kann und darf ich glauben, daß ich wirklich in der wahren Kirche bin, wenn ich bloß ob meiner Eltern in diese Kirche hineingetauft worden bin?

Eine junge Frau bat mich um Rat. Sie war Katholikin und wollte einen

evangelischen Theologiestudenten heiraten. Um der Ehe willen, wollte sie lutherisch werden. Aber wie mache man das? Sie wollte konvertieren und doch auch nicht. Als Lutheranerin dürfe sie ja nicht mehr die Mutter Gottes anrufen und sie müsste auf die Schönheit der Messe verzichten. Dass der Gottesdienst schön sei und dass man deshalb gern zu ihm gehe, das hörte ich hier zum ersten Mal. Preußisch sozialisiert, war mir der Gottesdienst durch das Studium zu einer einsichtigen Pflicht geworden, zumal sie der religiösen Belehrung diene. Aber schön? Auf ihre Einladung ging ich so zum erstenmal zu einer hl. Messe. Und ich war begeistert. Warum ist der protestantische Gottesdienst im Vergleich zur Messe eine so armselige Veranstaltung? Gehört nicht Wahrheit und Schönheit zusammen, so dass nur, wo etwas schön erscheint, auch Wahres ist? Seit diesem Tage fraß in mir der Zweifel –: könnte ich in der falschen Kirche sein? Ist die Schönheit der Liturgie nicht ein Hinweis auf die Wahrheit der so feiernden Kirche?

Und was mache ich mit Maria, der Muttergottes? Es wird den meisten Katholiken nicht bekannt sein, dass zwar dem heutigen Protestanten fast alles erlaubt ist, ja man könnte fast von einer völligen Aufgabe der christlichen Ethik sprechen, aber Maria oder andere Heilige um Fürbitte anzurufen, das ist fast schon eine Sünde wider den Hl. Geist.

Ich versuchte nun also für mich, in diesem Punkte Klarheit zu gewinnen: Darf ich als Christ Maria, die Mutter Gottes, anrufen? Ein langes Ringen und Durchdenken folgte, bis ich zum ersten Male mein „Ave Maria“ betete. Es folgte ein zweites und drittes. In dieser Gebetspra-

xis wurde ich dann, langsam wachsend, katholisch. Der beste Weg zur Wahrheit ist nicht der unmittelbare zu Jesus Christus, sondern der über seine Mutter zu ihm. Jetzt erst wurde mir auch Jesus Christus zum Heiland.

Ich entfremdete mich dem Protestantismus und fand zusehends meine geistliche Heimat im Katholischen. Mutig geworden fragte ich einen katholischen Priester, ob es mir als Evangelischem erlaubt werden könne, zur Kommunion zu gehen. Kirchenrechtlich war sein Verhalten nicht ganz in Ordnung, denn statt „Nein!“ zu sagen, befragte er mich nach meinen Gründen und meinem Glauben bezüglich der Eucharistie. Ich sagte ihm, dass ich die Eucharistie mehr schätze als die protestantische Abendmahlsfeier, da in ihr die wirkliche Gegenwart Jesu in den konsekrierten Elementen angemessener zum Ausdruck käme, und ich zu dem Ergebnis gekommen sei, dass die reformatorische Kritik am Opfercharakter der Eucharistie mich nicht mehr überzeuge. Ein Gottesdienst ohne Opfer könne kein rechter Gottesdienst sein. Erfreut sagte der Priester, dass ich recht katholisch glaube, und so bekam ich von ihm die Erlaubnis zur Kommunion.

So ward ich fast schon katholisch und doch noch nicht. Was hielt mich ab von der Heimkehr zur Kirche? Ein Gottesdienst zu Mariä Himmelfahrt, in dem sich der Geistliche zehnmal dafür entschuldigte, dass sie so was Widerökumenisches noch feierten – ein Katholizismus, der davon träumte, so schnell wie möglich sich alles Katholischen zu entledigen, um der Zeitgemäßheit und der Ökumene willen. Warum sollte ich in diese Kirche eintreten, die täglich eine Spur protestantischer wird?

Irgendwann endete das Studium und die wissenschaftliche Arbeit für mich – aus dem protestantischen Norden verzog es mich nach München. Eine recht fromme Frau sprach mich in der Messe zu St. Michael an. Bei den liberalen Jesuiten sei ich wohl nicht richtig – ich sei wohl neu in München. Ich passe besser zu St. Peter, da sei die Katholische Kirche noch richtig katholisch. Ich kam, sah und wurde besiegt. Ich konvertierte in der Hoffnung, dass die Katholische Kirche katholisch bleibt und dass es in ihr wirklich noch den wahren Glauben als geliebten gibt.

Die Schönheit und der Reichtum der Kirche – ihre Tradition – überzeugten mich, Schritt für Schritt, von der Wahrheit dieser Kirche. Aber auch, dass ich es gelernt hatte, zu fragen. Dass ich das Vorurteil, dass es Gott doch gleichgültig sein müsse, ob ich protestantisch oder katholisch glaube, ob ich Christ, Jude oder Mohammedaner sei, in Frage stellte, und dies Fragenstellen habe ich im evangelischen Religionsunterricht gelernt – die Antworten fand ich erst im Katholischen. Aber ohne den Beistand der Muttergottes hätte ich den weiten Weg vom kirchenfernen Christen bei aller Liebe zum intellektuell redlichen Fragen und Forschen zum praktizierenden Katholiken nicht gefunden. □

Kirchen können auf dem Weg zu einer Konversion wichtige Stationen sein. In diesem Fall war es die Kirche Sankt Peter in München. Sie gilt als eine Bastion der Katholizität weit über München hinaus. Bezeichnend ist, dass der heilige Petrus, auf den der Herr die Kirche gegründet hat, auf dem Hochaltar seinen Platz hat.



Reformer und Wegbereiter in der Gesellschaft:

Franz Brandts 1834-1914

Franz Brandts war ein Unternehmer und Sozialpolitiker, der seinerzeit die Lösung der „sozialen Frage“ in christlich-sozialem Sinne anging, im Sinne des Bischofs Emanuel von Ketteler (zu Ketteler siehe in Heft 1/2012, S. 5 „Kampf für Freiheit und Recht“). 1834 als Sohn eines Textilverlegers in Mönchengladbach geboren, trat er im Alter von 15 Jahren in die väterliche Firma ein, ging 1863 zum Studium der dortigen Textilindustrie nach England, gründete 1872 eine eigene Firma, die sich gut entwickelte. Brandts war ein tatkräftiger, für den technischen Fortschritt aufgeschlossener Unternehmer, doch einer, der seine Arbeiter nicht nur als die „Ware Arbeitskraft“ sah, sondern sie als Ebenbilder Gottes achtete.

Seine eigene Firma zeichnete sich bald durch mannigfaltige soziale Einrichtungen aus: Krankenkasse, Sterbekasse, Darlehnskasse, Spar- und Konsumverein, Kantine, Bibliothek, Gesang- und Instrumentalverein, Erholungsräume, Kinderbewahrschule, Koch- und Nähsschule für Arbeiterinnen.

Brandts sah die Notwendigkeit einer „religiösen Grundlage“ in den Herzen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die aber war damals bei vielen Arbeitern bedroht durch die Agitation jener Kommunisten und Sozialdemokraten, die mit Karl Marx glaubten, Religion sei „das Opium des Volkes“, und die mit Heinrich Heine sangen: „... Wir wollen hier auf Erden schon das Himmelreich errichten ... Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“. 1880 gründete Brandts mit anderen Industriellen und „Arbeiterfreunden“

(meist katholischen Geistlichen) den Verein „Arbeiterwohl“. Der wollte alle auf die religiöse, sittliche und wirtschaftlicher Hebung des Arbeiterstandes zielenden Einrichtungen unterstützen und fördern und die bisher zerstreuten katholischen Sozial-Initiativen zu einem organischen Verband sammeln. Brandts wurde Vorsitzender, Sitz des Vereins sein Haus in Mönchengladbach. In die



Gemeinschaft dieses Hauses wurde auch der hauptamtliche Generalsekretär des Vereins aufgenommen, Franz Hitze (1851-1921), ein junger Geistlicher, der sich schon während seines Studium mit sozialen Problemen und auch mit Karl Marx beschäftigt hatte. Hier nun lernte er im Austausch mit Brandts praktische Sozialarbeit. In seinem Unternehmen sah er vieles, was er ändern zur Nachahmung vorstellen konnte, und manches, was sich empfahl, durch staatliche Gesetzgebung zur allgemeinen Pflicht gemacht zu werden. So wurde Hitze zum „Vater der Arbeitervereine“, und als Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses

und des Reichstages hatte er erheblichen Einfluss auf die Sozialpolitik der Zentrumsparlei, auf die Sozialgesetzgebung unter Bismarck und zuletzt auf die der Weimarer Republik; er wurde u.a. „Wegbereiter der Reichsversicherungsordnung“.

Um das christlich-soziale Gedankengut in breiteste Volksschichten zu tragen, wurde 1890 der „Volkverein für das katholische Deutschland“ gegründet mit dem Zweck: „Bekämpfung der Irrtümer und der Umsturzbewegungen auf sozialem Gebiet sowie Verteidigung der christlichen Ordnung in der Gesellschaft“. Ludwig Windhorst wurde Ehrenpräsident, Brandts Vorsitzender, Hitze Schriftführer. Die Zentrale wurde wieder bei Brandts eingerichtet. Von ihr aus entfaltete der Verein seine Tätigkeit, gestützt auf ein Netz von Geschäftsstellen und Vertrauensleuten, mit örtlichen Versammlungen und Gebrauch aller damals verfügbaren Medien. Praktisch-soziale Kurse dienten der Ausbildung von Führungskräften, die in den Geschäftsstellen, in Vereinen, in der Zentrumsparlei und in den christlichen Gewerkschaften tätig wurden. Kurz vor dem 1. Weltkrieg zählte der Verein 805 000 Mitglieder und 15 000 ehrenamtliche Helfer. Schon in den ersten zehn Jahren wurden 25 Millionen Druckschriften vertrieben. Das Volksvereinshaus in Mönchengladbach entwickelte sich zu einem wissenschaftlichen Zentrum und einer Beratungsstelle mit einer Fachbibliothek von schließlich 92 000 Werken.

Durch das erste päpstliche Sozialrundschreiben, die Enzyklika „Rerum Novarum“, die 1891 erschien, konnte Franz Brandts sich mit seiner Arbeit bestätigt sehen. Brandts starb am 5. Oktober 1914. □

Wenn das Eigentliche fehlt

Warum manche Berufungen nicht an ihr Ziel kommen

Pater Dr. Herbert Schneider OFM vom Franziskanerkloster Vossenack hat 2010 eine lesenswerte Schrift mit dem Titel „Geistliche Berufe“ verfasst. Pater Schneider fragt in seinen Überlegungen: „Sind die „Nachwuchsprobleme hausgemacht?“ In einer Zeit, in der in der westlichen Welt der fehlende Priesternachwuchs zu immer größer werdenden Pfarrverbänden und zu entleerten Klöstern führt, ohne dass sich Lösungen abzeichnen, versucht der Autor in einer meditativen Art einen Ausweg aus der Krise aufzuzeigen. Wir bringen aus dieser Schrift die ersten sechs Kapitel, um zur Lektüre dieser Schrift anzuregen.

Die Sorge um Nachwuchs für Priester- und Ordensberufe ist brennend, da der Mangel daran immer spürbarer wird.

Die Schuld wird gewöhnlich einer immer gottferneren Gesellschaft zugeschrieben. Der Atheismus verbreitet sich sogar öffentlich im Namen der Freiheit und Selbstentfaltung des Menschen ohne Gott. Wer wird als Priester oder Ordenschrist einen diese Freiheit behindernden Gott vorstellen und ihm dienen?

Gewiss liegt hier ein Irrtum vor, denn Untersuchungen belegen, dass der wirklich verstandene und gelebte christliche Glaube frei und lebensfähiger macht.

Unabhängig von dieser Diskussion geht es hier um die Selbstsäkularisierung vor allem und auch durch

Priester und Ordensleute, unterstützt von vielen Christen. Gemeint ist, dass sie das Christentum zu sehr säkular verstehen als förderliches Element gesellschaftlicher Entwicklung. Dann kann es leicht als einer unter den vielen Wohlfahrtsverbänden angesehen werden, mit eigener Satzung und eigenem Ritual. Das findet sich im Christentum auch, aber es kann sich darin nicht erschöpfen.

Natürlich verweisen die Theologen dieser säkularen Deutung auf den Bezug des Menschen zum Transzendenten, lassen es aber nicht als wirksam zu. An einigen Beispielen mag dies erläutert werden.

1. Jesus Christus als Wegbegleiter, aber er selbst ist der Weg

1.1 In einer Predigt schildert ein Priester, wie in unserer Gesellschaft die die Fundamente tragenden Werte wanken. Er betont mit Recht, dass wir uns für neue, tragende Werte zu entscheiden haben und mit Verantwortung den Weg unseres Lebens gehen.

1.2 Er sagte dann, dass wir dies zumal auch als Christen tun können, da Jesus Christus unser *Wegbegleiter* ist. Sein Beispiel, wie wir durch das Leben gehen können, wirke ermutigend.

1.3 Auch dieser zweite Gedanke ist recht gesagt. Aber es fehlte der dritte Gedanke: Jesus Christus hat nicht nur den Weg des Lebens gelehrt und ist ihn nicht nur vorbildhaft gegangen, vielmehr *ist* er der Weg, wie er es selbst sagt (Joh 14,6).

Diese dritte Dimension ist für einen Christen und für die Verkündi-

gung entscheidend. Auf Christus als Weg können wir uns verlassen und ihn gehen. Er *ist* der feste und sichere Weg in unserer Zeit.

Priester und Ordensleute haben gerade durch ihre Lebensweihe Christus als den Weg des Lebens angenommen und gehen diesen Weg, der Christus ist. Wo Christus als Weg gegangen wird, wirkt Christus im Menschen weiter und lädt ihn zu diesem Weg ein.

2. Jesus Christus als Gestalter der *communio*, aber er ist da im Mysterium seiner Sakramente

2.1 Ein junger Priester erklärte, dass sein priesterlicher Dienst in der seelsorglichen Begleitung des Menschen besteht, vor allem des einzelnen in seelischer Not. Dies stimmt. Doch ist es mehr.

2.2 Er weiß um eine zweite Dimension seiner priesterlichen Weihe und Sendung, nämlich im Dienst der *communio* zu stehen, wie es im II. Vatikanischen Konzil heißt. Im tiefsten ist es die *communio in Christus*, in seinem mystischen und eucharistischen Leib. Entsprechend feiert auch dieser Priester die eucharistische *communio*.

2.3 Und doch nannte er ein Drittes nicht, nämlich die Gegenwart des *Mysteriums* des Heiles Gottes in Jesus Christus und so in der *communio*. Wer sich auf das Mysterium hin geweiht weiß, handelt *in persona Christi*. Er repräsentiert, er stellt in seiner Person Christus selbst dar. Christus schenkt die Gemeinschaft, die er mit Gott hat, der Gemeinde und so wird sie eine *communio in Christus*.

Wenn der Priester dies übersieht, ist er in der Feier der Eucharistie nicht vollständig mitwirkend. Es wird dann auch nicht deutlich vor der Gemeinde, warum jemand Priester werden soll.

3. Jesus Christus und die Gelübde an ihn, aber als Antwort der Liebe

3.1 Die Gelübde der Armut, des Gehorsams und der ehelosen Keuschheit sind eine deutliche Lebensweise innerhalb von Kirche und Welt. Sie stellen ein eindeutiges Engagement für den Glauben und die Sendung der Kirche dar.



handelt nicht nur der sich Weihende Mensch, vielmehr übernimmt er die Weihe Christi an ihn.

Daraus entsteht dann auch das Lebenszeugnis des Ordenschristen. Diese christologische Dimension darf nicht schwinden, oder das Ordensleben verliert seine erneuernde Kraft und Anziehung.

4. Ordensleute als Fremdlinge und Pilger, aber in das Land der Lebendigen

4.1 In einem Ordensdokument über Bildung wird in deutlicher Weise gemäß 1 Petr 2,11 das Thema

Im Text wird nicht artikuliert, was das Land der Lebendigen meint.

Ordensleben ist uns als Unterwegssein mit den Menschen wichtig, aber zugleich geht es um die Verheißung für den Weg: die Ankunft im Land der Lebendigen, d.h. des Lebens aus Gott. Nur so ist Ordensleben auch eine Verheißung für Menschen, auf dass sie sich dem Orden anschließen werden.

Diese Beispiele aus dem Leben machen deutlich, dass man nicht auf halber oder dreiviertel Strecke verbleiben kann. Dieses Leben wirkt kaum anziehend und förderlich, da es keine Klarheit und Sicherheit des neuen Heils

links: Profess bei der Gemeinschaft der Ancillae Domini

rechts: Diakonatsweihe durch Bischof Dr. Klaus Küng, St. Pölten



3.2 Aber die Gelübde sind mehr als eine Lebensweise, vielmehr sind sie *christozentrisch* zu verstehen: die Armut, den Gehorsam Jesu Christi und seine einzigartige Gottesbeziehung anzunehmen und zu leben.

3.3 Diese Annahme ist aber nicht lediglich Tat des Ordenschristen. Vielmehr ist sie eine *Antwort der Liebe*, die Christus vorher schenkt, damit wir ihn lieben können. Christus selber hat sich dem Menschen geheiligt, geweiht (Joh 17, 26).

In der Profess als Lebensweihe durch die Ablegung der Gelübde

Fremdling als Aufgabe und Vermögen und Stellung beschrieben, da es um das Reich Gottes geht.

4.2 Als Fremdling ist der Ordenschrist in der Lage und bereit, Pilger zu sein und somit ständig unterwegs zu Gott. Gewiss wird dann auch Jesus Christus als *homo viator*, Pilger-Mensch, gesehen.

4.3 Auch hier fehlt die dritte Dimension, auf die Franziskus in seiner Regel (Kap. 6) und Klara in ihrer Regel (Kap. 8) eindeutig hinweisen: das Land der Lebendigen.

und Lebens aus dem geschenkhaften Wirken Gottes in Jesus Christus für den Menschen deutlich macht.

Mit Fundamentalismus hat dies nichts zu tun, sondern mit voller Annahme der Berufung im Glauben. Es gilt auch hier: Nur wo das ganze Leben ist, wirkt es auch Leben, d.h. weckt es Leben, weckt es Berufungen und Nachwuchs.

5. Motivation für Ordensleben die personale Gottesbeziehung, aber in mystischer Einheit

5.1 Beim Eintritt in den Orden tritt der einzelne nicht lediglich in eine verfasste Gemeinschaft mit kirchlichen Aufgaben ein, obwohl die Gemeinschaft dies auch ist und das auch wichtig für sie ist. Die Gemeinschaft versteht sich mehr im Leben *für* Christus.

Eine Ordensgemeinschaft wäre dann eine solche, die attraktive Aufgaben in der Kirche für die Menschen zu bieten hat. Darum sollte sie sich allerdings stets bemühen.

5.2 Die Gemeinschaft selbst ist jedoch mehr: sie ist geprägt von Jesus Christus selbst. Bezeich-



nend dafür ist ein Oratorium mitten im Kloster der Gemeinschaft. Dort wird der Herr gegenwärtig erfahren und angenommen. Die Gemeinschaft lebt und wirkt dann *mit* Christus.

5.3 Doch wird die Gemeinschaft nur dann voll auf ihre christliche und damit christologische Wirklichkeit und Wahrheit kommen, wenn Christus in der Gemeinschaft von jedem einzelnen Mitglied nicht nur als Bezugsperson, sondern persönlich angenommen wird. Damit ist ein *mystisches* Verständnis des inneren Wirkens Christi in jedem

Mitglied und damit in der Gemeinschaft gemeint. Die Gemeinschaft lebt dann in Christus und er lebt und wirkt in ihr fort.

Dies hat seine kreative und frohmachende Wirkung in den einzelnen Mitgliedern, aber auch bei den Mitmenschen.

Wo die dritte Dimension ausgelassen, übersehen oder nicht verstanden wird, kommen Priester- und Ordensberufung nicht zu ihrer vollen Wirklichkeit und Wirksamkeit, so dass Menschen dieses Leben schätzen und für sich übernehmen möchten.

6. Ordensleben als Meditation, aber auch als Kontemplation

6.1 Wie in jedem Gemeinschaftsleben gilt im Ordensleben auch die tägliche *Besorgung* in solidarischer Verbundenheit. In der Achtung vor dem einzelnen und wessen er bedarf, wirkt der Geist der Verbundenheit in derselben Berufung. Bedeutsam ist die spirituelle Verbundenheit in der Alltagssituation und das gemeinsame Beten, getragen vom *Schauen* auf Christus im Gebet des einzelnen und auf dieses zurückwirkend.

6.2 Wichtig für das Ordensleben ist es, wenn die einzelnen eine Haltung der verstehenden *Begegnung* einnehmen. Wenn es gelingt, im Mitbruder, in der Mitschwester die Gegenwart Gottes wahrzunehmen, dann findet das Ordensleben seinen Eigenwert.

Die *Meditation* als das Erschauen der Gegenwart Gottes im Zusammenleben und in jedem einzelnen ist ein besonderer Schatz. Dann gilt die Frage in der Begegnung: Was will Gott von mir in der Begegnung mit dem Mitmenschen? Wie ist der Mitmensch in den konkreten Umständen Bote Gottes? Gott bedenken in den Begegnungen und Gott mit-begegnen.

6.3 Es geht um das Hereinlassen Christi und seiner Gottesherkunft in unser Inneres. Er möge in uns Gestalt gewinnen (Gal 4,9). In der *Kontemplation* in beschauendempfangender Haltung lassen wir Christus in

Was ist das gottgeweihte Leben?

914-930

Das gottgeweihte Leben ist ein von der Kirche anerkannter Lebensstand. Es ist eine freie Antwort auf einen besonderen Ruf Christi. Dadurch geben sich die geweihten Personen ganz Gott hin und streben, vom Heiligen Geist getrieben, nach vollkommener Liebe. Kennzeichen dieser Weihe ist das Leben nach den evangelischen Räten.

Qu.: Katechismus der kath. Kirche, Kompendium, 192

uns zu. Christus selber wird uns gegenwärtig mit seinem Geist, der uns tröstet (2 Kor 1,3 ff.).

Wir können hier von der *Beseligung* des Ordenschristen sprechen. Christus selbst schenkt uns diesen Heiligen Geist als Tröster (Joh 16,6 ff) und beseligt uns auf diese Weise. Die Ordensgemeinschaft ist so selbst beseligt vom Tröster-Geist des Herrn und gibt den Trost in die Welt weiter.

Es kommt also darauf an, das eigene Ordensleben umfassend zu verstehen und entschieden zu leben, also ein authentisches Leben als Ordenschrist.

Die gesamte Schrift ist zu beziehen bei Pater Herbert Schneider OFM, Franziskusweg 1, 82393 Hürtgenwald □

Warum wird dieses Sakrament Weihe („Ordination“, ordo) genannt?

1537-1538

Ordo bezeichnet eine kirchliche Körperschaft, in die man durch eine spezielle Weihe (Ordination) eingegliedert wird. Diese Weihe gestattet aufgrund einer besonderen Gabe des Heiligen Geistes, im Namen und mit der Autorität Christi eine heilige Vollmacht im Dienst am Volk Gottes auszuüben.

Qu.: Katechismus der kath. Kirche, Kompendium, 323

Jesus, der für uns mit Dornen gekrönt worden ist

Rosenkranzbetrachtung

Gezeigt wird hier die Parodie einer Königskrönung, die Verkehrung des Krönungsrituals. Christus sitzt, aber auf keinem Thron, sondern auf einer Steinbank. Man hat ihm einen scharlachroten Mantel umgelegt, jedoch nicht über wertvolle Gewänder, sondern über seinen nackten Körper.

Hier spricht ein römischer Soldat wohl mit Petrus. Dies könnte eine Anspielung auf die Verleugnung des Petrus im Hof des Hohen Rates sein. Das Bild ist klassisch ausgewogen komponiert: Christus sitzt im Zentrum. Links, rechts und mittig hinter ihm sind Soldaten und ein Knecht. Die Stange, mit welchem Christus die Dornenkrone aufgedrückt wird, verbindet diese Gruppe. Der im linken Vordergrund kniende Knecht findet sein Gegenstück in der rechten Zweiergruppe im Hintergrund. Das Aufdrücken der Dornenkrone mit einer Stange könnte Bergmüller aus dem berühmten, gleichthematischen Bild von Tizian übernommen haben, welches heute in der Pinakothek in München hängt, und das Bergmüller gekannt haben könnte.



Ganz im Geiste dieses Bildes dichtete 1774 der Jesuit Michael Denis: Unter lautem Spott und Hohn, drückt man eine Dornenkrone, dir aufs Haupt, die scharf gespitzt, Stirn und Schläfe schmerzlich ritzt. Jesus drücke deine Schmerzen, tief, recht tief in unsere Herzen, Herr, lass deines Todes Pein, nicht an uns verloren sein!

Alois Epple

Er hält ein Szepter, aber nicht aus Gold, sondern ein Rohr, und mit gefesselten Händen. Er erhält eine Krone, aber nicht aus Gold und Edelsteinen, sondern aus Dornen, und sie wird ihm nicht aufgesetzt, sondern von einem Schergen aufs Haupt gedrückt. Die Soldaten jubeln ihm bei seiner Krönung nicht zu, sondern schlagen und stoßen auf ihn ein. Ein Knecht huldigt ihm, aber hämisch hat er die Mütze gezogen und kniet spöttisch vor ihm. Der „König der Juden“ strahlt nicht, sondern schaut gequält und gedemütigt. Nicht er herrscht, sondern er wird beherrscht. Die „Krönung“ findet im Richtigthaus des Pilatus statt. Rechts hat man einen Ausblick in den Hof.

Mit Dornen gekrönt und mit Lumpen aus Purpur bekleidet wird Jesus den Juden (und allen Menschen bis auf den heutigen Tag) vorgeführt: „Ecce homo“. Seht, welch ein Mensch! Die Hohenpriester und die Diener beginnen von Neuem zu schreien: „Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“ Haben wir, Du und ich, ihn nicht aufs neue mit Dornen gekrönt, ihn geohrfeigt und ihn angespuckt? – Nie wieder, Jesus, nie wieder! Und dieser feste Vorsatz beschließt dieses Gesätzchen des Rosenkranzes. (vgl. Josémaría Escriva, der Rosenkranz, Adamas Verlag 1968, S.o.A.)

Ludwig Gschwind:

König Friedrich II. von Preußen Ein toleranter Herrscher?

Nichts wird so häufig im Zusammenhang mit König Friedrich II. von Preußen zitiert wie der Satz: „In meinem Staat kann jeder nach seiner Fassung selig werden“. Im Gegensatz zu seinem strenggläubigen protestantischen Vater, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., steht Friedrich, dem man den Beinamen „der Große“ gegeben hat, der Religion gleichgültig gegenüber. Man könnte ihn als einen von französischen Philosophen wie Voltaire beeinflussten Agnostiker bezeichnen. So gleichgültig, wie sich der aufgeklärte König gibt, ist er nicht. Er sieht sich durchaus als protestantischen Fürsten, der gegen katholische Herrscher wie die Habsburger und die Bourbonen den Kampf aufnimmt. Katholiken sieht und behandelt er als Menschen zweiter Klasse, „halbe Menschen“ nennt er sie. Die heilige Messe bezeichnet er als „lächerlichen Mummenschanz“. Den Papst tituliert er als „altes Götzenbild“. Nach der Eroberung Schlesiens schenkt er den katholischen Berlinern ein Grundstück zum Bau einer Kirche nach seinen Vorstellungen. Sie soll den Namen der schlesischen Landespatronin, der heiligen Hedwig tragen, allerdings muss die arme Gemeinde die Finanzierung selber bewerkstelligen. Spanien, Portugal und Frankreich sehen es als Ehrensache an, das repräsentative Bauwerk durch großzügige Spenden zu unterstützen.

Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. umgab sich gerne mit „langen Kerlen“, Soldaten von außergewöhnlicher Größe. Sie rekrutierte er von überallher. Auch Katholiken waren darunter. Damit sie kein Heimweh bekamen, schenkte er ihnen einen Rosenkranz, und sie erhielten einen Seelsorger. 1731 kam Pater Raymundus Bruns als Feldgeistlicher nach Potsdam. Er gehörte wie sein Vorgänger dem Dominikanerorden an. Der Kö-

nig und der Dominikaner verstanden sich sehr gut. Pater Bruns erreichte vom König den Bau einer Kirche in Potsdam, der aus der königlichen Schatulle bezahlt wurde. Da der König keinem katholischen Bischof Zutritt zu seinem Königreich gewähren wollte, erhielt der Dominikaner die Dispens, das Gotteshaus zu weihen. Das geschah unter großer Anteilnahme der Bevölkerung 1738. Pater Bruns verfasste auch einen Katechismus mit Gebeten und Liedern, der sowohl vom König wie vom Papst die Druckerlaubnis erhielt. Außerdem rief der rührige Dominikaner eine Rosenkranzbruderschaft ins Leben.

Das Verhältnis zum Königshaus kühlte sich nach dem Tod des Soldatenkönigs merklich ab. 1742 wurde Pater Bruns vorgeworfen, er habe einen Fahnenflüchtigen unterstützt. Es konnte zwar nicht nachgewiesen werden, aber König Friedrich II. ließ den Feldgeistlichen im Zuchthaus Spandau einsperren. Fast zwei Jahre verbrachte der Pater in Spandau. Der Fall erregte Aufsehen in ganz Europa. Papst Benedikt XIV. schaltete sich ein. Kaiserin Maria Theresia benutzte diplomatische Kontakte. Der öffentliche Druck war groß, deshalb entschloss sich Friedrich, den Dominikaner freizulassen unter der Auflage „für das erlittene Unrecht keine Vergeltung zu üben, weder am König noch am Staat“. Pater Bruns kehrte in sein Heimatkloster nach Halberstadt zurück und schrieb eine Geschichte der katholischen Missionen in Preußen. 1780 starb er.

Man nennt König Friedrich Wilhelm I. den „Soldatenkönig“, obwohl er keinen einzigen Krieg geführt hat. Unter seiner Regierung wurde die Wirtschaft und das Militär gefördert, der Staatshaushalt saniert. Man nennt Friedrich II. den Großen, obwohl



er Preußen in eine ganze Reihe von Kriegen geführt hat, die Tausenden von Soldaten das Leben kosteten und die Finanzen ruinierten. Mit drakonischen Strafen verhinderte der aufgeklärte König, dass Soldaten den Militärdienst quittierten. „Rakers, wollt ihr ewig leben?“ rief er den Soldaten zu, als sie in aussichtsloser Lage fliehen wollten.

In Schlesien, der Grafschaft Glatz, wurde 1757 der Priester Andreas Faulhaber beschuldigt, einem katholischen Soldaten bei der Beichte zur Fahnenflucht geraten zu haben. Der Deserteur wurde aufgegriffen und vor ein Gericht gestellt. Er beschuldigte den Kaplan von St. Michael in Glatz, er habe bei der Beichte auf die Frage, ob er desertieren dürfe, ihm gesagt: „Das wäre wohl eine schwere Sache, doch hätte es wieder nicht viel auf sich“. Der Kaplan wurde verhaftet. Er konnte auf Grund des Beichtgeheimnisses keine Aussage machen. Der Deserteur nahm zwar seine Aussage wieder zurück, trotzdem wurde der Priester zum Tod durch den Strang verurteilt. Es wurde ihm auf Befehl des Königs jeglicher geistliche Beistand verweigert. Vor dem Galgen wurde er noch einmal aufgefordert zu sagen, was der Deserteur gebeichtet hat. Der Priester legte den Finger auf den Mund und schritt tapfer auf den Galgen zu. Kaplan Faulhaber starb als Märtyrer des Beichtgeheimnisses. Den Leichnam des Priesters ließen die Preußen zwei Jahre und sieben Monate öffentlich am Galgen hängen. Als die Österreicher 1760 Glatz einnahmen, wurde der Tote vom Galgen genommen und in der Stadtpfarrkirche



Links: Kaplan Faulhaber, Märtyrer des Beichtgeheimnisses und der religiösen Intoleranz des preußischen Königs Friedrich II.

Rechts: Franz I. Stephan und Maria Theresia im Kreise der Familie. Ölgemälde von Martin van Meytens, um 1754/55



beigesetzt. Der Seligsprechungsprozess, der durch die Vertreibung der Schlesier ins Stocken geraten ist, sollte angesichts der Verklärung Friedrich II. erneut beschleunigt aufgenommen werden, denn bei dem Priester Andreas Faulhaber handelt es sich wirklich um einen Großen.

Am 29. August 1756 marschierte König Friedrich II. von Preußen mit seinen Truppen im benachbarten Sachsen ein. Es war der Beginn des Siebenjährigen Krieges. Kaiserin Maria Theresia hatte sich nie damit abfinden können, Schlesien verloren zu haben. Sie schmiedete eine Koalition gegen Preußen. Frankreich und Russland brachte sie auf ihre Seite, sowie die deutschen Reichsfürsten. Friedrich II. hatte England an seiner Seite, das mit Hilfgeldern nicht sparte. Mit dem Einmarsch in Sachsen suchte Friedrich den Ring, der um Preußen gelegt worden war, zu sprengen. Das ist dem großen Strategen auch gelungen.

Der Krieg nahm einen sehr wechselvollen Verlauf. Friedrich siegte und musste schwere Niederlagen hinnehmen. Politische Veränderungen zugunsten Friedrichs haben dazu geführt, dass Maria Theresia 1763 Schlesien endgültig an Preußen verlor.

Dies hatte für die katholischen Schlesier weitreichende Folgen. Der König, von dem der Spruch überliefert ist, in seinem Königreich könne jeder nach seiner Façon selig werden, erließ eine Order, dass die Bürgermeister und Kämmerer mit „subjectis, welche der evangelischen Religion zugetan sind“ besetzt werden müssen. Außerdem wurde angeordnet, dass in den Städten wenigstens zwei Mitglieder des Stadtrates der evangelischen Konfession anzugehören haben.

König Friedrich II. hat für Schlesien schon nach der ersten Eroberung, die unter Rechtsbruch unmittelbar nach der Thronbesteigung von Maria Theresia 1740 erfolgte, ein Siedlungsprogramm veranlasst, bei dem Protestanten, die nach Schlesien gingen, großzügige staatliche Förderung erfahren. So kam es, dass die Neusiedler durchwegs Protestanten und Husiten waren. Mit königlicher Order von 1750 hatten sämtliche freiwerdenden Beamtenstellen in Schlesien mit Protestanten besetzt zu werden, ein Katholik hatte von diesem Zeitpunkt an in Schlesien keine Chancen mehr, in den Staatsdienst aufgenommen zu werden. Zur seelsorglichen Betreuung der evangelischen Christen schickte Friedrich II. Geistliche

aus Brandenburg, die nicht den Titel „Pfarrer“ tragen sollten, der blieb der katholischen Geistlichkeit vorbehalten, sondern „Pastor“.

König Friedrich II. hat in seinem Herrschaftsgebiet wie auch die russische Zarin Katharina das Jesuitenverbot von Papst Clemens XIV. nicht befolgt. In Preußen und Russland fanden die ausgewiesenen Jesuiten Aufnahme. Dies sollte die Unabhängigkeit vom Papst in Rom dokumentieren. Es durfte auch kein direkter Briefwechsel mit römischen kirchlichen Behörden erfolgen. Er konnte nur über die Zensur eines preußischen Ministeriums laufen, das eigens zu diesem Zweck eingerichtet wurde. Friedrich II. schwebte eine preußische Nationalkirche vor, an deren Spitze der Fürstbischof von Breslau stehen sollte. Papst Benedikt XIV. hat sich diesen Bestrebungen energisch widersetzt. Sie wurden auch in späterer Zeit nicht mehr weiter verfolgt. Der Angriffskrieg Friedrich II. gegen Sachsen mag Adolf Hitler für seinen Einmarsch in Polen am 1. September 1939 als Vorbild gedient haben. Nach dem sechs Jahre währenden Weltkrieg war nicht nur Preußen von der Landkarte verschwunden, sondern auch Schlesien polnisch geworden. □

Mit Willkür gegen die Freiheit

Islamische Anti-Blasphemie-Gesetze als Mittel der Unterdrückung Der Fall Pakistan

Eigentlich ist es evident, und vielleicht wird es deshalb so wenig beachtet: Für Muslime haben Koran, die Sprüche des Propheten und allgemein die Scharia immer Vorrang vor zivilen Rechtssystemen und selbst vor universalen Menschenrechten. Deshalb machen sich sowohl Regierungen als auch Extremisten der muslimischen Welt Anschuldigungen der Blasphemie, der Apostasie und angeblicher Beleidigungen des Islam zunutze, um ihre Macht zu vergrößern oder um „Ungläubige“, insbesondere Christen zu unterdrücken.

Dies zeigen Paul Marshall und Nina Shea, Senior Fellows und Direktoren des Zentrums für Religionsfreiheit am Hudson Institute, in ihrem Buch mit dem Titel „Silenced: How Apostasy and Blasphemy Codes are Choking Freedom Worldwide“ Oxford University Press (Verschwiegen: Wie Apostasie- und Blasphemiegesetze weltweit die Freiheit gefährden). Begonnen hat es damit, dass die westliche Welt es nur als Ausnahme, als einen besonderen Fall sah, dass der iranische Ayatollah Khomeini eine „fatwa“ oder ein „Dekret“ verkündete, in dem er den Tod des britischen Schriftstellers Salman Rushdie wegen dessen Buchs „Satanische Verse“ forderte. Inzwischen gibt es zahllose solcher Fatwas. Sie alle nutzen die islamischen Blasphemiegesetze zur Eingrenzung der Rede- und Meinungsfreiheit. Es ist eine Eingrenzung der Gewissensfreiheit, denn diese ist, um ein geflügeltes Wort zu gebrauchen, die „Mutter aller Freiheiten“. Es handelt sich also nicht um eine Besonderheit in der islamischen Welt, sondern um einen Frontalangriff eines totalitären Denksystems gegen das freiheitliche Denken insbesondere in der vom Christentum geprägten Welt des früher einmal so genannten Abendlandes. Natürlich hat der aus dieser Gewissensfreiheit

erwachsene Pluralismus auch seine libertären Auswucherungen. Aber Freiheit, verstanden als verantwortete Freiheit und nicht als Anarchie, führt zur Quelle der wahren Freiheit, sprich zur Wahrheit. Das ist nur möglich auf dem Weg der Vernunft.

Diesen Weg hat der Islam längst verlassen, wenn er je auf ihm wandelte. Die buchstabengetreue Anwendung der islamischen Gesetzhaltungen intensivierte sich sogar nach den Anschlägen vom 11. September 2001. Seither haben der Islam und die muslimischen Regierungen eine immer

strengere Kontrolle vorgenommen. Die Antiblasmusgesetze, die bereits angewandt wurden, um religiöse Minderheiten innerhalb der muslimischen Welt

zu unterdrücken, wurden nun auch auf andere Länder ausgeweitet. Man forderte die Regierungen der westlichen Welt dazu auf, jene zu bestrafen, von denen man behauptete, sie hätten den Islam beleidigt. Die Autoren Marshall und Shea sehen darin den Bruch mit einer langen islamischen Rechtstradition: Laut dieser waren Straftaten, welche von Nichtmuslimen in nicht-muslimischen Ländern begangen worden waren, für das islamische Gesetz nicht von Interesse. Anders als im westlichen Verständnis von Religionsfreiheit als Garantie persönlicher Rechte interpretieren die 57 Mitgliedsstaaten der Organization of the Islamic Conference (OIC) heute die Religionsfreiheit nicht als Freiheit des Einzelnen, sondern unterwerfen diese Rechte den islamischen Gesetzen weltweit. Sie fordern Achtung vor dem Islam in allen Ländern.

Die Autoren bezeichnen die Ergebnisse ihrer Recherchen als „höchst be-

sorgniserregend“. Sie stellen fest, dass diese Gesetze vorgeschoben werden, um die Tätigkeiten von Wissenschaftlern, Systemkritikern, Reformatoren wie auch Menschenrechtsaktivisten zu behindern. Außerdem gehen sie davon aus, dass diese Einschränkungen darauf abzielen, die Gedankenfreiheit zu bestrafen sowie eine strikte und geschlossene Mentalität in Sachen Religion zu schaffen. Selbst die bloße Anschuldigung, den Islam beleidigt zu haben, wird bis ins Unermessliche instrumentalisiert. Man denke nur an die Unruhen im Gefolge der harmlosen und vernünftigen Re-

gensburger Rede von Papst Benedikt oder an die Massenproteste wegen der dänischen Karikaturen. Auch innerhalb ein und desselben Landes können die Interpretationen unterschiedlich sein. Manche Blasphemiegesetze werden dazu benutzt, um Muslime zu unterdrücken, die anderen Interpretationsschulen angehören. In Saudi-Arabien etwa gilt offiziell die wahabitische Auslegung des Islam. Andere stehen unter Blasphemie-Verdacht. Schiiten, Sufi oder Reformatoren können jederzeit der Apostasie angeklagt werden. Im Iran verhält es sich umgekehrt. Dort ist die schiitische Interpretation die einzig gültige und alle anderen werden unterdrückt.

Wieder anders verhält es sich in Pakistan. Dort wird ein Blasphemiegesetz oft dazu benutzt, um persönliche Vorteile zu erlangen. Die meisten Anklagen, die wegen der Beleidigung des Propheten Mohammed oder des Korans erhoben werden, sind schlicht falsch. Das sagte jüngst ein pakistanischer Rechtsanwalt, der aus Sicherheitsgründen anonym bleiben muss, in einem Gespräch mit dem katholi-

**Nathan der Weise
ist nicht zufällig
ein Produkt
westlichen Denkens**

schen Hilfswerk KIRCHE IN NOT. In den meisten Fällen werde das so genannte „Blasphemie-Gesetz“ dazu missbraucht, um Rache zu üben oder Rivalen zu schaden. Fast alle Anklagen richteten sich gegen finanziell arme Menschen, die „keinen Status in der Gesellschaft haben“ und sich somit nicht verteidigen können, erklärte der Anwalt, der selbst ein gläubiger Muslim ist.

Der auf der Grundlage des „Blasphemie-Gesetzes“ Beschuldigte stehe der Anklage schutzlos gegenüber, denn niemand traue sich, zu seinen Gunsten auszusagen, da jeder Zeuge um sein eigenes Leben fürchten müsse. „Der Angeklagte kommt allein und in Handschellen ins Gericht, der Ankläger mit vierzig oder sechzig bärtigen Männern, die ihn unterstützen“, berichtete der Rechtsanwalt. In

der Regel würden alle entlastenden Beweise für das Berufungsverfahren in letzter Instanz aufgehoben. Bei einer Verhandlung in letzter Instanz sei „noch niemals jemand für schuldig befunden worden“, sagte der Anwalt. Bis dahin habe der Angeklagte jedoch bereits lange Zeit im Gefängnis verbracht. Die Polizei untersuche solche Fälle aufgrund allgemeiner Überlastung nicht ordnungsgemäß. Es sei vorgeschrieben, dass Beweise innerhalb von 14 Tagen zusammengetragen werden müssten. Spreche die Beweislage nach dieser Zeit für die Schuld des Angeklagten, werde er inhaftiert. In der Praxis dauere die Beweisaufnahme oft 14 Monate, während derer der Beschuldigte bereits im Gefängnis sitzt. Der Rechtsanwalt, der bereits mehrere wegen Blasphemie angeklagte Personen verteidigt hat, erklärte, er sehe es als seine Pflicht, „unschuldige

und arme Menschen vor Unrecht zu schützen“. In solchen Fällen nehme er kein Honorar. Er selbst sei mit seiner Familie bereits Opfer von Drohungen geworden.

Das „Blasphemie-Gesetz“ wurde in Pakistan im Jahr 1986 verabschiedet. Für die Beleidigung des Korans sieht es die lebenslange Haftstrafe vor, Beleidigungen des Propheten Mohammed werden mit der Todesstrafe geahndet. Die „Kommission für Gerechtigkeit und Frieden“ der katholischen Kirche in Pakistan dokumentiert die aufgrund des „Blasphemie-Gesetzes“ angestregten Gerichtsverfahren jährlich in ihrem Menschenrechtsbericht. Dem Bericht zufolge wurden 2010 nachweislich 38 Menschen der Blasphemie angeklagt, darunter 14 Christen.

Die Dunkelziffern dürften viel höher sein. Vor allem Frauen sind betroffen (siehe Kasten). Der zunehmende Extremismus in der pakistanischen Gesellschaft bedroht auch das wenige, was Frauen inzwischen erreicht hatten. Bischof Joseph Coutts von Faisabad berichtet „Kirche in Not“: „Islamistischen Extremisten ist die Bildung von Frauen ein Dorn im Auge. Im Nordwesten des Landes haben sie daher bereits Anschläge auf Dutzende Mädchenschulen verübt, um den Schulbesuch der Mädchen zu verhindern und dafür zu sorgen, dass sie zuhause bleiben“.

Für die Würde der Frau in Pakistan setzt sich vor allem die katholische Kirche ein. Schulbildung für Mädchen, Nähkurse für Frauen in den Armenvierteln der Städte, konkrete Hilfe für Vergewaltigungsoffer, aber auch die Verbreitung des Bewusstseins, dass die Frau ebenfalls eine von Gott geschaffene Person mit einer eigenen Würde ist – alles das leistet die Kirche. Und all das ist den Islamisten ein Dorn im Auge. Deshalb sind sie auch bereit zum Mord. Dieser Willkür im Namen des Islam sind auch schon Priester, Bischöfe und Politiker zum Opfer gefallen.

Willkür ist die Schwester totalitären Denkens. Sie ist in vielen islamischen Ländern gegenüber Christen an der Tagesordnung. Die islamischen Länder machen sich auch die Vereinten Nationen zunutze, um ih-



Pakistan: Andere Länder, andere Sitten – auch andere Freiheiten? Straßenszene in Lahore (oben) und Blick in eine Schulklasse in der Diözese Multan.



re Antiblephemiegesetzte zu verbreiten. Mit diesen Anstrengungen wurde schon vor mehr als 20 Jahren begonnen. Verstärkt wurden sie 1999, als die Organisation Islamischer Länder eine Kampagne startete, um über die Vereinten Nationen ein weltweites Verbot der Blesphemie einzuführen. Nach wiederholten Rückschlägen, jenes Verbot durchzubringen, kam es 2011 zu einer Änderung der Taktik: Die Idee entstand, einen international gültigen Standard einzuführen, um die Hass- und Hetzreden zu verurteilen. Die vorgeschlagenen Formulierungen stützen sich aber auf wenig präzise und allgemeine Begriffe, so dass die islamischen Instanzen sich immer darauf berufen und so auch die Weltöffentlichkeit beeinflussen können. Schließlich sind die Formu-

lierungen von der UNO abgeseget. Nicht wenige Politiker in Europa gehen in die Falle der UN-Formulierungen und überlegen, wie man in ihren Ländern Gesetze zur Einschränkung der Religionskritik verabschieden könnte. Die Gesetze sind jedoch nicht das einzige Problem. Gewalt und Mordandrohungen häufen sich, um westliche Islamkritiker zum Schweigen zu bringen. Bekannt geworden sind der Fall des Mordes an Theo Van Gogh im Jahr 2004 in den Niederlanden sowie die Morddrohungen gegen die Ex-Muslimin Ayaan Hirsi Ali. Auch der Mord an zwei amerikanischen Soldaten auf dem Flughafen von Frankfurt durch die Hand eines Islamisten aus dem Kosovo gehört dazu. Und nicht zuletzt vor einem Jahr der Mord an ei-

nem der schärfsten Kritiker dieses Gesetzes, dem pakistanischen Minister für Minderheiten Shahbaz Bhatti. Er steht im Ruf des Martyriums.

Solche Fälle werden gern als Einzelfälle verirrter Muslime oder verirrter Geister beschrieben. Das sind sie auch – im Denken westlicher Kategorien. Aber diese Taten erwachsen aus einem Denken, das immer weiter um sich greift und in islamischen Ländern keineswegs selten ist. Sein totalitärer Charakter macht die Anwendung von Gewalt gegenüber Andersdenkenden zur logischen Konsequenz. Insbesondere Christen sind betroffen. Sie sollten sich wehren – natürlich gewaltlos. Sie tun es mit der Macht der Liebe, vor allem in Ländern wie Pakistan. □

„Die Frau hat keine Chance“

Frauen sind die häufigsten Opfer des willkürlichen Denkens und der angeblichen Blesphemie. Vor allem die katholische Kirche setzt sich für diese Frauen ein. Schwester Nazreen Daniels aus dem Orden der Loretto-Schwestern ist eine Zufluchtsstätte für die Mädchen und Frauen, die Opfer von Gewalt geworden sind. „Erst kürzlich kam ein 13jähriges Mädchen zu mir, das nach einer Vergewaltigung bereits im fünften Monat schwanger war“, erzählte sie einer



Schwester Nazreen aus Faisalabad, Pakistan

Journalistin von Kirche in Not. „Kiden – so heißt das Mädchen – ging zum Putzen in die Häuser fremder Familien. Kinderarbeit – ein Thema für sich. Eines Tages wurde sie in ein Haus gerufen, um dort ihren Dienst zu tun. Einer der Söhne der Familie vergewaltigte sie. Dies passierte noch einige Male. Am Ende war sie schwanger. Erst als sie im fünften Monat war, offenbarte sie sich uns. Wir kümmerten uns um

das Mädchen, brachten es zum Arzt und zu einer Psychologin“. Als das Baby geboren wurde, erlitt die 13jährige Mutter noch einen Schicksalsschlag: Das Kind – es war ein kleiner Junge – starb. „Was für eine Zukunft hat ein Mädchen, das vergewaltigt wurde? Vielleicht kann es noch an einen alten Mann verheiratet werden“, sagt Schwester Nazreen. Manchmal sind die Mädchen noch jünger. In einer Gesellschaft, in der die Jungfräulichkeit eine große Rolle spielt, sind solche Mädchen am Ende, bevor sie zu leben begonnen haben. „Noch immer wird oft nach der Hochzeitsnacht das Bettlaken mit dem Blutfleck öffentlich zur Schau gestellt. Stellt sich heraus, dass die Braut nicht mehr Jungfrau war, wird sie zu ihrer Familie zurückgeschickt.“

Vergewaltigungsoffer können keine Gerechtigkeit erwarten. Mehrere Augenzeugen sind nach islamischen Recht erforderlich, um eine Vergewaltigung nachzuweisen. Aber natürlich werden solche Verbrechen nicht in der Öffentlichkeit verübt. „Die Frau hat keine Chance. Wie sollte sie beweisen, dass sie die Wahrheit sagt?“, empört sich die Ordensfrau. Oft werden die Opfer auch mit dem Blesphemiegesetz erpresst. Ihnen wird gesagt: „Entweder du schweigst, oder wir sagen, du hast den Propheten beleidigt“. Da jeder weiß, dass die Beleidigung des Islam in Pakistan mit lebenslanger Haft oder sogar mit der Todesstrafe geahndet wird, schweigen die Opfer.

Jedes Jahr werden in Pakistan an die 1000 Frauen im Namen der so genannten „Ehre“ ermordet. Auch absichtliche Entstellungen kommen nicht selten vor. Den Frauen wird die Nase abgeschnitten oder das Gesicht mit Säure verätzt, weil sie beispielsweise eine Eheschließung abgelehnt oder sich in jemanden Unerwünschten verliebt haben. Häusliche Gewalt ist eher die Regel als die Ausnahme. Zuverlässige Zahlen darüber gibt es nicht, da sich dies hinter verschlossenen Türen abspielt. Aber Schwester Nazreen weiß: „Die Frauen lernen von Kindheit an, dass der Mann das Recht hat, sie zu schlagen und zu misshandeln. Sie betrachten sich als Eigentum des Mannes. Gibt der Ehemann ihnen Wasser zu trinken, so trinken sie. Gibt er ihnen nichts, so leiden sie Durst. Manchmal frage ich sie: ‚Was denkt ihr?‘ Sie antworten mir: ‚Schwester, wir denken nicht!‘ Im katholischen Frauenhaus von Faisalabad hängt ein Plakat: ‚Wir kämpfen gegen Vergewaltigung! Zeig niemandem deine nackte Schulter!‘ Wie Frauen in Pakistan von Männern angeschaut werden, weiß Schwester Nazreen nur allzu gut. „Sie vergewaltigen einen mit den Augen“, sagt sie. Frauen schützen sich, indem sie sich verhüllen und möglichst niemals alleine irgendwohin gehen. In manchen Gebieten tragen sogar Ordensschwestern den Gesichtsschleier.

Eva Maria Kolmann

„Der Mann fürs Katholische“ ist das Portrait über den Intendanten Christian Stückl in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) vom 25.01.2012 überschrieben. Was heißt da „Der Mann fürs Katholische?“

Stückl hat im Münchner Volkstheater das Skandalstück „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth inszeniert. Es stammt aus der Zeit des Kalten Krieges. Dieses Schauspiel war eine Abrechnung mit Papst Pius XII.. Der Papst hatte den Kommunismus, ebenso wie den Nationalsozialismus durchschaut und entlarvt und das genannt, was er ist, ein menschenverachtendes System. Durch sein Eintreten hat Pius XII. wesentlich dazu beigetragen, dass die Kommunisten in den Nachkriegsjahren die Macht in Italien nicht übernehmen konnten.

Der ursprüngliche Text von Hochhuth war keine große Literatur und hätte wenig Schaden anrichten können, wenn sich nicht der Starregisseur der DDR, Erwin Piscator, darum angenommen und aus dem Hochhuthtext ein bühnenreifes Stück gemacht hätte. „Der Stellvertreter“ war in der DDR Pflichtlektüre in den

Auf dem Prüfstand

Schulen. Als dann der Geist auch in der Bundesrepublik links wehte, hatte Hochhuth auch hier eine Bühne. Nun hat Christian Stückl „den Stellvertreter“ wieder aufgegriffen.

Warum ist Stückl aber „Der Mann fürs Katholische?“. Etwa, weil er in Oberammergau geboren wurde und bei den Benediktinern im nahen Kloster Ettal aufs Gymnasium ging? Klosterschulen besuchten schon manche, die sich später als Kirchengegner entpuppten. Stückl muss auch deswegen nicht „Der Mann fürs Katholische“ sein, weil er dreimal in Oberammergau das Spiel vom Leiden und Sterben Jesu Christi oder in Salzburg den „Jedermann“ inszeniert hat. Auch Agnostiker oder shintuistische japanische Dirigenten können in technisch perfekter Weise Musikstücke, die der gläubige katholische Anton Bruckner oder der ebenso gläubige Protestant Johann Sebastian Bach komponiert haben, zur Aufführung bringen. Im „kontinuierlichen Aufstieg“ des Christian Stückl sind seine Inszenierungen Stationen auf dem Weg nach oben. Es geht um Inszenierung, nicht um Inhalte, schon gar nicht um Wahrheit. Die hätte Stückl bei seinem „Stellvertreter“ selbst bei einer oberflächlichen Recherche schnell haben können. Aber die Wahrheit könnte beim Mainstreamdenken auf dem Weg nach oben hinderlich sein.

Im Vorfeld der Aufführung meinte Stückl „mit Döpfner sage ich, Pius XII. hätte lauter reden müssen“ (AZ, 25.01.2012). Das ist eine windige Ausrede. Pius XII. hat durchaus deutlich gesprochen. Er hatte aber auch Erfahrung damit, was nach dem „laut reden“ den potentiellen Opfern geschehen kann, wie das beispiels-

weise bei den holländischen Juden der Fall war. Aber solch historischer Wissensballast kann eben karrierehinderlich sein.

Der kommunistische Regisseur Piscator sah im Hochhuth-Stück eine Chance für seinen politischen Bildungsauftrag. Ihm ging es nicht um die Juden. Stückl instrumentalisiert das Skandalstück „Der Stellvertreter“, um sich selbst in Szene zu setzen, und da ist es heute hilfreich, spitze Pfeile gegen die Kirche abzuschließen. Nur ein bisschen intelligenter dürften sie schon sein. Seine Behauptung in der TZ vom 24.01.2012: „... bessere Theologen wie Hans Küng hat man exkommuniziert“, zeigt, dass ihn fehlendes Wissen nicht hindert, Schwachsinn daherzureden. Auf die Frage der TZ „Warum sind Sie nie aus der Kirche ausgetreten“, lüftet der „Mann fürs Katholische“ sein Glaubensbekenntnis mit der Antwort: „Sobald ich austrete, bin ich für die Kirche kein Gesprächspartner mehr“. Ein mäßiges Credo und ein dürftiger Grund, um in der Kirche zu bleiben. Aber vielleicht ahnt Stückl, dass es dann für ihn nicht mehr so leicht wäre, in Oberammergau, in Salzburg und an anderen Stationen auf dem Weg nach oben im Rampenlicht zu stehen. Und das könnte ja ein Grund sein, in der Kirche zu bleiben. Stückl sagt: „Ich weiß, dass es Katholiken gibt wie den Ratzinger und ich weiß, dass es Katholiken gibt wie den Küng, und auch viele dazwischen.“ Irgendwo dazwischen befindet sich auch Christian Stückl, vermutlich näher bei Küng als bei Ratzinger.

Hubert Gindert

Um die Loyalität mit der Kirche ist es nicht gut bestellt

Loyalität ist keine kriecherische Unterwürfigkeit und kein buckelnder Byzantinismus vor den Mächtigen, sondern schuldiger Respekt und Treue. Das Politiklexikon (Wikipedia) sagt: „Loyalität bezeichnet das Festhalten an getroffenen Entscheidungen, das Einhalten von Gesetzesvorschriften oder die Treue gegenüber einer Autorität.“

Wie steht es mit der Loyalität in der Kirche? Nicht zum Besten!



DER FELS
Katholisches Wort in die Zeit

**Liebe Leser!
Wir bitten um
Spenden für den Fels**

Unsere Zeit braucht ein klare Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können

Recht herzlichen Dank
Ihre Fels-Redaktion

www.der-fels.de

Die Fokularbewegung, eine kirchlich anerkannte Gemeinschaft, verlieh am 20. Januar 2012 in Aachen dem ehemaligen bayerischen Kultusminister Hans Maier den Klaus-Hämmerle-Preis. Damit werden Persönlichkeiten geehrt, die sich als „Brückenbauer zwischen Kirchen und Religionen, in Gesellschaft und Politik“ verdient gemacht haben.

Ist Hans Maier ein Brückenbauer? Genauer gefragt, ist er ein Brückenbauer innerhalb der Kirche? Der langjährige Vorsitzende des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZDK) ist ein leidenschaftlicher Vorkämpfer für „Donum Vitae“. Das ist jene Organisation, die den so genannten Beratungsschein ausstellt, der den einzigen Zweck hat, eine gesetzwidrige, aber straf-freie Abtreibung zu ermöglichen. „Donum Vitae“ ist verantwortlich für die tiefe Spaltung unter den deutschen Katholiken in der Frage des Schutzes ungeborener Kinder. Hans Maier und die Fokularbewegung sind die eine Seite der angesprochenen Illoyalität gegenüber der Kirche. Hinzu kommen eine andere Seite: Der Aachener Bischof Heinrich Mussinghoff und der ehemalige

Kurienkardinal Walter Kasper. Mussinghoff bezeichnete es als „Ehre“, dass Hans Maier den Klaus-Hämmerle-Preis bekomme. Der ehemalige Kurienkardinal Walter Kasper hielt, statt die Teilnahme an einer solchen Veranstaltung abzulehnen, die Laudatio auf Hans Maier. Der Kardinal der Römischen Kirche, der einmal bei der Verleihung der Kardinalswürde Treue zur Kirche „bis hin zum Blutvergießen“ gelobt hatte, hob den „gebildeten Glauben“ des Preisträgers hervor. „Da sei nichts von der so genannten katholischen Enge zu spüren, er habe mit großem Selbstbewusstsein als Laie, Gelehrter und Politiker die Solidarität und das Zusammengehörigkeitsbewusstsein unter deutschen und europäischen Christen gestärkt. Schon das zeichne ihn als Brückenbauer und damit des Preises würdig aus. Bemerkenswert seien sein Einsatz für die Bedeutung des Laienapostolats und sein Bemühen, „aus einem selbstständigen Denken bewährten christlichen Glaubens die Gegenwart und die Lebensbedingungen des Menschen in ihr zu bedenken, zu analysieren und in der Tiefe zu erschließen“ (info der Fokularbewegung vom 27.1.2012).

Was der Fokularbewegung recht ist, ist der Katholischen Erziehergemeinschaft (KEG) der Diözese Augsburg schon lange billig. Sie lud Hans Maier zum sechzigjährigen Bestehen der KEG für den 30. März in das Haus St. Ulrich ein. Selbstverständlich wusste die KEG von den „Donum Vitae“-Aktivitäten des Hans Maier, die in klarem Widerspruch zur Lehre der Kirche und zu den diesbezüglichen Vereinbarungen der deutschen Bischöfe stehen. Der Augsburger Diözesanbischof Konrad Zdarsa hat die Veranstaltung der KEG mit Hans Maier in kirchlichen Räumen pflichtgemäß verboten. Darüber herrscht bei der Katholischen Erziehergemeinschaft, statt sich für ihren illoyalen Akt zu entschuldigen, große Aufregung. Die KEG hat dem Bischof einen „deutlichen Brief“ geschrieben und um ausführliche Stellungnahme gebeten. Der KEG-Ehrenvorsitzende Hans Berkmüller sagt über die Entscheidung: „Ich bin nicht nur überrascht, sondern persönlich als Katholik sehr betroffen.“ Als Katholik sollte er über die Einladung von Hans Maier betroffen sein!

Hubert Gindert



Forum Deutscher Katholiken

Erklärung

Aufruf: Solidarität mit Bischof Zdarsa von Augsburg

Die Neuordnung der Pfarreien aufgrund des Priestermangels steht in allen Diözesen Deutschlands an. Es geht darum, Wege zu finden, dass die Gläubigen an den Sonntagen die Eucharistie feiern können und sich nicht mit Wortgottesdiensten begnügen müssen. Damit aber die Priester in immer größer werdenden Pfarrgemeinschaften nicht verheizt werden, müssen geistliche Mittelpunkte geschaffen werden.

Unter dem Vorwand „Die Kirche muss im Ort bleiben“ und mit spektakulären Aktionen wie Men-

schenkungen, die „die Kirche umarmen“, wird das eigentliche Ziel, an Sonntagen Wortgottesdienste anstelle einer Eucharistiefeier durchzusetzen, vernebelt. Missverständnisse bei Gläubigen gibt es, wenn der Wesensunterschied zwischen einem Wortgottesdienst und einer Eucharistiefeier nicht mehr klar ist.

Bischof Zdarsa hat in seiner Verantwortung für den Glauben in der Diözese verfügt, dass an Sonntagen keine Wortgottesdienste, außer in Krankenhäusern und Altenheimen, stattfinden dür-

fen. Er hat die Pläne von Gruppen wie den „Pfungsterklärern“ durchkreuzt und ist deswegen zum Ziel einer Kampagne geworden.

Bischof Zdarsa verdient die Solidarität der Katholiken, die loyal zur Kirche stehen. Das Forum Deutscher Katholiken ruft Sie dazu auf, diesen Aufruf mit Ihrer Unterschrift zu unterstützen: www.forum-deutscher-katholiken.de/htm/aktuelles.html

*Prof. Dr. Hubert Gindert
Vorsitzender des
Forums Deutscher Katholiken*

Noch etwas zu Hildegard Burjan

Nach der Seligsprechung von Hildegard Burjan am 29. Januar in Wien brachte kathnet am 2. Februar einen Kommentar von Weihbischof Andreas Laun (Salzburg). Hier der Schluss davon:

(...) Über die selige Hildegard ist unbedingt noch etwas zu sagen: Die katholischen Lebensschützer verehren weltweit die selige Gianna Beretta Molla als ihre „Patronin“, weil sie eine Abtreibung verweigerte und so ihr Leben für das Leben ihres Kindes opferte. Jahre später sprach sie Papst Johannes Paul II. selig, in Anwesenheit ihrer geretteten Tochter. Es ist nicht übertrieben zu sagen: Hildegard Burjan tat dasselbe, als auch sie gegen Rat und Drängen ihrer Ärzte eine Abtreibung verweigerte – nur mit dem Unterschied zu Gianna: Sie war bereit zu sterben, aber sie überlebte, für sie war der Plan Gottes ein anderer!

(...) Es gibt und gab bei allen Völkern viele, viele andere Frauen, die kaum jemand kennt, die genau so handelten und handeln! Jene Brasilianerin etwa, die in der gleichen Lage und ebenso mutig war und deren Überleben von Rom als Wunder auf die Fürsprache von Gianna Molla anerkannt wurde!

Nennen möchte ich auch jene Wiener Jüdin, deren Mann mir erzählte: Seine Frau war an Krebs erkrankt, aber die Krankheit war unter Kontrolle bis zu dem Tag, an dem sie ein Kind erwartete. Die Ärzte sagten: „Abtreibung! Oder der Krebs bricht wieder aus, und dann können wir Ihnen nicht mehr helfen, Sie werden sterben.“ Antwort der Mutter: „Wieviel Zeit habe ich noch?“ Die Ärzte sprachen von „etwa zehn Monaten“, und die Frau sagte daraufhin: „Das geht aus“, ging nach Hause, gebar ihr Kind, und kurz darauf starb sie, wie man ihr vorausgesagt hatte. Ich weiß nicht, ob sie katholisch war, aber ich verehere sie als eine „unbekannte Heilige“, zusammen mit Gianna Molla, zusammen mit Hildegard Burjan, wissend, dass Gottes Gnade alle Grenzen überschreitend am Werke ist.

Mit Hildegard Burjan steht auf jeden Fall fest: Wir Österreicher haben eine neue Patronin des Lebensschutzes, und natürlich ist die Welt-Gemeinschaft aller Lebensschützer eingeladen, sie mit uns zu verehere und um ihre Fürsprache zu bitten: Liebe Hildegard, hilf uns allen!

Lämmer unter Wölfen

Im „Geistlichen Wort“ des Rundbriefes 1/2012 der „Aktion Leben“ schrieb P. Engelbert Recktenwald im Hinblick auf eine Situation, die mutlos machen

Zeit im Spektrum

könnte, unter dem Titel „Lämmer unter Wölfen“ (Aktion Leben; Pf 61, D-69518 Abtsteinach):

Jesus sagte einst zu den Seinen, dass er sie wie Lämmer mitten unter Wölfen sende. So fühlen sich heute viele Lebensrechtler. Sie stehen anscheinend ohnmächtig einer lebensfeindlichen Übermacht in der Politik und in den Medien gegenüber. Es ist eine Situation, die einen durchschlagenden Erfolg in der Lebensrechtsarbeit als illusorisch erscheinen lässt. Das gilt nicht nur für die Lebensrechtsarbeit im Speziellen, sondern für alle Christen, die sich für christliche Werte und für eine Neuevangelisierung einsetzen. (...)

Der Herr hat uns nicht im Stich gelassen. Er schläft nur wie einst im Boot, das von den Wellen auf- und niedergeworfen wurde. Er schläft, aber er ist nicht abwesend. Er kann jederzeit aufwachen und dem Wind und den Wellen gebieten (...) Aber die Szene auf dem See Genesareth lehrt uns, dass wir den Zeitpunkt durch unser Gebet beschleunigen können (...).

Die Meister des geistlichen Lebens lehren übereinstimmend, dass lähmende Entmutigung nie eine Frucht des Heiligen Geistes ist. Das Bild von den Lämmern unter den Wölfen will uns vor allem darüber belehren, dass wir nicht nach Art der Wölfe kämpfen. Die Lämmer müssen sich und dem Gotteslamm treu bleiben und dürfen nicht selber zu Wölfen werden. Es geht nicht darum, den Wolf zu töten, sondern zu verwandeln. Die Bekehrung eines Abtreibungsarztes wie Dr. Nathanson, der Zigtausende Menschenleben auf dem Gewissen hatte, ist die Frucht eines solchen geistlichen Kampfes, an dem teilzunehmen jedem gläubigen Christen möglich ist. (...).

Sie beginnen wieder zu fragen

„stadtgottes“, Monatsschrift der Steyler Missionare, brachte in Nr. 2/2012 ein Gespräch mit Joachim Reinelt, dem Bischof von Dresden. Auf die Frage, war-

um die Kirchen 22 Jahre nach dem Ende des atheistischen SED-Regimes immer noch nicht voller seien, antwortete der Bischof:

Der Mensch ist kein Automat, den man einfach umschalten kann. Wer so weit entfernt ist von allem Religiösen, braucht natürlich einen langen Entwicklungsprozess, um sich dem wieder annähern zu können. Bei Jugendlichen ist das anders. Deren Großeltern und Eltern haben mit Religion meistens nichts am Hut gehabt, aber sie beginnen wieder zu fragen. Ich habe Folgendes erlebt: Bei einer Anti-Kriegsdemonstration von Gymnasiasten haben Politiker mit mir einen Friedensgottesdienst in der Kathedrale vereinbart. 5000 Jugendliche sind tatsächlich mitgekommen. Und dann habe ich ihnen gesagt, ich verstehe, wenn sie zum Folgenden nicht klatschen, weil 90 Prozent von ihnen nicht getauft sind. Ich würde mir, habe ich ins Mikrofon gesagt, wie ein Lügner vorkommen, wenn ich euch nicht Folgendes sage: Den Frieden, den ihr euch wünscht, gibt es nur auf einer Grundlage, und das ist Gott. Und jetzt passierte etwas, womit niemand gerechnet hatte, auch nicht die Abgeordneten: 5000 Jugendliche haben so lange geklatscht, dass ich dachte, die hören überhaupt nicht mehr auf. Ich denke, dass die Zeit der totalen Abwendung vom Religiösen langsam zu Ende geht. Aber es wird ein langjähriger Prozess des schrittweisen Erkennens der Wahrheit.

Neuevangelisierung – wie einfach zuweilen

An Taufe und Firmung der hl. Edith Stein im Jahre 1922 erinnerte die Philosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz in einem Beitrag für die Zeitung „Die Tagespost“ (2.2.2012). Sie teilte darin auch die folgende Begebenheit aus der Zeit vor Edith Steins Konversion mit:

(...) Durch die Akten des Seligsprechungsprozesses wurde bekannt, dass Edith Stein zwischen 1916 und 1919 von ihrer Freiburger Zimmerwirtin Philomena Steiger ein Gebet gelehrt wurde. Der Wirtin war das blasse, angestrenzte Gesicht der jungen Doktorin aufgefallen, und sie empfahl ihr, zum Heiligen Geist zu beten. Auf die Frage, wie das gehe, auch wenn man ihn nicht kenne, sprach sie dem „Mädle“ folgendes Gebet vor: „Komm Heiliger Geist herab zu mir, erleuchte mich, ich folge Dir.“ – Vielleicht auch ein Kommentar zur Neuevangelisierung – wie einfach sie zuweilen sein kann. Denn der Geist weht, wo er will, und braucht möglicherweise keine angestregten Nachhilfen, nur die Freude des Ergriffenen am Weitersagen der Freude. „Er hat auch mich zu neuem Leben

aufgeweckt / vom Schlaf des Todes“, bezeugt die Pfingstnovene Edith Steins

CDU-Räten ins Stammbuch

Einigen CDU-Funktionären, die sich gegen Maßnahmen der Städte Bochum und Siegen zum Schutz des Sonntags wandten, schrieb kathnet am 10.2.2012 Sätze aus einem Vortrag von Frau Monika Metternich beim Kongress „Freude am Glauben“ 2011 ins Stammbuch, darunter die folgenden:

(...) Dass die Partei mit dem christlichen „C“ im Namen sich nicht (mehr) als Partei des Sonntagschutzes, sondern als die Partei des ungehemmten Konsums präsentiert, ist schon erstaunlich. (...)

Die Menschen brauchen an einem Tag in der Woche Gemeinsamkeit. Ohne einen kollektiv überwiegend freien Sonntag, wäre es Glücksache, als Familie, als Freundeskreis irgendwann einmal gesellig zusammentreffen zu können. (...) Hier treffen sich die Interessen derer, die am Sonntag unkompliziert mit anderen Gemeinschaft pflegen wollen, mit jenen derer, die den Sonntag als das feiern wollen, was er von Anfang an war: als Tag des Herrn. (...)

In der Geschichte hat es sich gezeigt, dass es die Christen sind, die sich gegen schreiendes Unrecht einsetzen müssen, wenn Produktion, Handel und Profit über die Humanität gestellt wurden. Während der Industrialisierung, als Menschen zugunsten von Profit und Marktwettbewerb versklavt wurden, und gegen die Rechte der Arbeiterschaft genau dieselben Argumente vorgebracht wurden, die heute Verkäuferinnen und Verkäufer zur Sonntagsarbeit zwingen, war es Bischof Emmanuel von Ketteler, der sich an die Seite der Arbeiterbewegung stellte: „Als ich zum Bischof geweiht wurde, hat mir die Kirche, ehe sie mir die bischöfliche Würde und Vollmacht erteilte, unter anderem die Frage vorgelegt: Willst Du den Armen und den Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig sein? – Und ich habe geantwortet. Ich will. Wie könnte ich also, nach diesem feierlichen Versprechen, bei einer Frage teilnahmslos sein, die mit den wesentlichen Bedürfnissen einer so zahlreichen Klasse von Menschen sich beschäftigt?“ (...)

Die Partei mit dem christlichen „C“ sollte sich von dieser Sichtweise eine große Scheibe abschneiden. Und Christen aller Konfessionen sollten sich auch heute wieder entschieden an die Seite all derer stellen, die zugunsten des Konsums in der Sonntagsdebatte nicht einmal in der Debatte vorkommen: die der Verkäuferinnen und der Verkäufer. Auf dass sie Gerechtigkeit erfahren.

(Frau Monika Metternich hat auch ein Buch zum Thema geschrieben; „Lob des Sonntags – Weihrauch, Toast und Honig“, München 2010)

Ein Rätsel und die Antwort

„Gleichgeschlechtliche Beziehungen im evangelischen Pfarrhaus?“ – Unter dieser Titelfrage steht eine Stellungnahme der Evangelischen Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ zum neuen Pfarrer-Dienstgesetz der EKD, das eben solche Beziehungen zulässt. In der Stellungnahme werden „alle Christen“ aufgerufen, „Gemeinden, die die biblischen Weisungen verwerfen und ein anderes Evangelium verkünden, zu verlassen“ und „sich Gemeinden anzuschließen, in denen das Wort der Bibel und das Bekenntnis der Reformation tatsächlich Geltung haben“ (Sonderdruck zum „Informationsbrief“ der Bekenntnisbewegung; Jakob-von-Stein-Straße 5, D-88524 Uttenweiler). Die Stellungnahme argumentiert im Hinblick auf den verbreiteten Evolutionsglauben auch so:

(...) Gleichgeschlechtliche Orientierung kann ... keine Schöpfungsvariante sein. Sie steht vielmehr im offenkundigen und völligen Widerspruch zur Schöpfungsordnung Gottes (...)

Selbst wenn jemand, fern vom christlichen Glauben, von der biblischen Schöpfungsordnung ganz und gar absieht und ausschließlich den Grundlagen der Evolutionslehre folgt, kann er bei der Deutung der gleichgeschlechtlichen Orientierung zu keinem wesentlich anderen Ergebnis kommen. Denn als unumstrittener Grundsatz der Evolutionslehre lässt sich formulieren: „Der Sinn des Lebens ist das Überleben“. Gemeint ist dabei insbesondere das Überleben der eigenen Art. Doch gerade das Überleben der eigenen Art – in diesem Falle der menschlichen – kann durch gleichgeschlechtliche Beziehungen auf natürliche Weise unzweifelhaft nicht stattfinden. Auch unter der Maßgabe der Evolutionslehre tritt die Lebensverneinung und darin auch die Lebensverachtung der gleichgeschlechtlichen Beziehung nicht weniger deutlich hervor. Es muss rein menschlich betrachtet ein Rätsel bleiben, warum angesichts dieser unstrittigen Tatsache sowohl Staat wie Kirche derart lebensverneinenden Beziehungen den gleichen Rang und denselben Schutz wie der Ehe zwischen Mann und Frau zugestehen wollen. Geistlich lässt sich dieses Rätsel lösen. Gottes Wort gibt die Antwort darauf in Römer 1,21 f (...). Wo der Mensch sich vom lebendigen Gott abwendet, verlässt er den Weg des Lebens und betritt die Sackgasse des Todes, auch in seinem Denken.

Von einer Seifenkiste herab und in Büchern...

Frank Sheed (1897-1981) war Anwalt, Verleger, Autor, Philosoph und Laien-theologe. Aber er hat auch von einer Seifenkiste im Londoner Hyde-Park herab vor allen, die ihm zuhören wollten, den katholischen Glauben verkündet, erläutert und verteidigt. Die Erfahrungen dieser Praxis haben Niederschlag auch in seinen Büchern gefunden. Vor kurzem ist eines dieser Bücher in deutscher Sprache erschienen: „Theologie für Anfänger“ (ISBN 978-3-942605-01-4). Im Anfangskapitel teilt er mit, warum er das Buch geschrieben hat:

(...) Ganz offensichtlich sind wir heute von Millionen Menschen umgeben, die hungern nach dem, was unser Herr ihnen geben möchte; sie bekommen da kleine Rationen an Wahrheit – und von der Eucharistie überhaupt nichts. Es tut uns natürlich leid, dass sie hungern, aber wir haben deswegen keine schlaflosen Nächte – wobei sich die Frage erhebt, ob wir die Nahrung, die wir selbst von der Kirche bekommen, überhaupt richtig zu schätzen wissen. Wir würden es nicht so gelassen hinnehmen, wenn es ihr Magen wäre, der hungerte; denn wir kennen den Wert des irdischen Brotes.

Wenn der geistliche Hunger gestillt werden soll, dann muss das hauptsächlich das Werk von uns Laien sein, die wir täglich Umgang mit diesen Hungernden haben. Wir müssen zum Verständnis der großen Glaubenswahrheiten gelangen, so dass sie uns wirklich als Nahrung dienen können; wir müssen alle Kräfte anspannen, ihren Sinn zu begreifen; und zwar müssen wir das um dieser anderen willen, denn es ist unerträglich, dass Menschen sich nach der Wahrheit verzehren sollen, die wir ihnen bringen könnten. Aber auch um uns selber geht es dabei: denn es ist nicht gut für uns und unsere Kinder, die heile Minderheit zu sein in einer Gesellschaft, die den Kontakt mit Gott verloren hat.

Dieses Buch befasst sich mit Theologie, um einem zweifachen Bedürfnis entgegen zukommen: dem Bedürfnis unserer eigenen Seele nach Nahrung, Licht und Liebe zu Gott – das alles geben uns die großen Glaubenswahrheiten – und dem Bedürfnis aller Menschen um uns herum, einem Bedürfnis, das nur gestillt werden kann, wenn wir es stillen. Die Lektüre dieses und aller theologischen Bücher sollte begleitet sein von der Lesung der Heiligen Schrift. Ohnedem mag es wohl möglich sein, ein genaues Wissen von den Offenbarungswahrheiten zu erlangen – aber die Schrift hat überdies die wunderbare Kraft, solche Wahrheiten in unserer Seele lebendig zu machen. Dass sie lebendig sind, darauf kommt es an. (...)

Erläuterung zum Titelbild



Aus dem Speyerer Evangeliar, Codex aureus Spirensis Heinrichs III (1039-1056), Pilgerverlag

Im Auftrag Kaiser Heinrich III. (1017 - 1056) – er wurde vom deutschen Papst Clemens II. (1005 - 1047) zum Kaiser gekrönt – entstand in Eichernach zwischen 1043 und 1046 für den Dom in Speyer ein Evangeliar, aus dem dieses Titelbild stammt. Es zeigt die typischen Merkmale ottonischer Buchmalerei: einfarbiger Hintergrund, meist symmetrischer Bildaufbau, deutliche Gebärdensprache (man betrachte nur Maria und Johannes unter dem Kreuz), ornamentale Behandlung von Haaren und Gewändern. Es sind drei Ereignisse aus der Passion Christi zu sehen: Dornenkrönung, Simon von Cyrene trägt das Kreuz, Christus am Kreuz. Alle drei Darstellungen haben auch mit dem Königtum zu tun: Oben wird Christus gekrönt, unten sieht man Christus als König über das All, das durch ihn erschaffen wurde, über das er ewig mit Gottheit (Sonne), gezeugt vom Heiligen Geist, und mit Menschheit (Mond), geboren von der Jungfrau Maria, herrscht.

Im mittleren Bild fehlt Christus. Ein anderer trägt das Kreuz. Diese Darstellung erinnert auch an das Fest Kreuzerhöhung, als Kaiser Herakleios (um 575 – 641) das zurückeroberte Kreuz Christi, einfach gewandt, wieder nach Jerusalem trägt. In dessen Tradition als Kreuzträger dürfte sich auch Kaiser Heinrich III. hier gesehen haben.

Bücher

Manfred Spreng – Harald Seubert (Hrsg. Andreas Späth): Vergewaltigung der menschlichen Identität. Über die Irrtümer der Gender-Ideologie. Logos Editions Ansbach 2011. 96 Seiten, Paperb. 5,80 Euro. ISBN 978-3981 430 325

Gender Mainstreaming bedeutet nicht, was unter diesem Schlagwort oft unzutreffenderweise verstanden wird, die rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau. Diese Ideologie will vielmehr die biologische Geschlechterrolle und die damit verbundene Identität abschaffen. Im Klappentext wird zutreffend festgestellt: Das Ziel sind variable Geschlechtsidentitäten. In einer bisher einzigartigen Zusammenschau von Natur- und Geisteswissenschaft zerlegen der Gehirnforscher Manfred Spreng und der Religionsphilosoph Harald Seubert das Konstrukt Gender Mainstreaming in seine Bestandteile. Sie zeigen die geistesgeschichtlich trüben Quellen ebenso auf wie die verheerenden Folgen, denen der Mensch durch die Vergewaltigung seines natürlichen Wesens ausgesetzt ist. Diese Ideologie missachtet schon die grundlegenden Anlagen im Gehirn des Menschen. Was einst durch die rot-grüne Bundesregierung zur politischen Querschnittsaufgabe erklärt wurde, wird hier



als nicht umsetzbar erklärt. Ohne ideologische Flügelkämpfe entfernt das Buch alle Tarnkappen der Ideologie. Zum Vorschein kommen vor allem die Irrationalität und physiologische Unmöglichkeit des Menschen, so zu sein, wie es die Gender-Ideologie erstrebt. Wer dieser Ideologie verfällt oder in der Schule dazu infiltriert wird, verliert seine Geschlechtsidentität und damit auch sein Lebensglück. Ein notwendiges Buch, das aufschreckt und aufklärt. Denn die Befürworter dieser Ideologie haben, von der Öffentlichkeit kaum bemerkt, schon einflussreiche Stellen in den Medien und in der Verwaltung besetzt. Der chaotische Begriff Gender Mainstreaming wird hier erklärt und entlarvt. Das Buch ist dringend zu empfehlen.

Eduard Werner

Osterakademie Kevelaer 2012

11. - 14. April 2012

„Fürchte dich nicht, du kleine Herde“ (Lk 12,32) Katholische Kirche in Deutschland zwischen Traditions- und Entscheidungskirche
Tagungsort: Priesterhaus Kevelaer



Mit: *Prof. Dr. Lothar Roos*: Der Eine für die Vielen. Die Pastoral Jesu und die Neuevangelisierung heute; *NN*: Missions- und Verkündigungsauftrag der Kirche: Katechesedefizite in Religionsunterricht (RU), Bildungswerken und Predigtpraxis; *Pfarrer Uwe Winkel*: Strukturveränderungen: Soziologie und Modelle, ein ungeeig-

netter Weg für die Seelsorge; *Prof. Dr. Peter Bruns*: Kreuz unter dem Halbmond. Christliche Minderheiten im Islam; *Martin Lohmann*: Der Papst und „seine“ Kirche in Deutschland – Weltlichung oder Entweltlichung?; *PD Dr. Klaus Obenauer*: Theologischer Ideolekt und defizitäre Katechese; *Sr. Marie Johanna Heggenberger*: T.O.P. Caterina von Siena – Beispiel eines Lebens der Verantwortung für die Kirche; *Prof. Dr. Wolfgang Ockenfels*: Die katholische Soziallehre – Leitfaden für eine gedeihliche Wirtschaftsordnung
Exkursion: Busfahrt nach Kalkar Führung durch St. Nicolai unter fachkundiger Leitung von Herrn Prof. Dr. Karl Helmer Bei ausreichender Zeit kurze Osterandacht

Veranstalter: Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., E-Mail: kvgk@kvgk.de, Fax: 02563-905269,

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Limburg:

10.03.2012 · 16:15 Uhr · Gemeindehaus Sankt Marien, Dorotheenstr. 13, Bad Homburg · Prof. Dr. theol. Marius Reiser: „Paulus und seine Heiden – Welche Heiden hat Paulus eigentlich bekehrt?“ · zuvor: 15:30 Uhr · feierl. Vesper m. sakr. Seg. · Pfarrkirche Sankt Marien · Hinweise: Tel.: 06172-72181

Mainz:

17.03.2012 · Besinnungstag im Franziskaner-Kloster Marienthal/Rheingau · Geistliche Leitung: H.H. Pfr. Stefan Fillauer · Thema: Mit dem Glauben auf Tuchfühlung · ab 9:45 Uhr · Anmeldung bis 13. März bei: 06725-4556

Trier:

04.03.2012 · 15:00 Uhr · Missionshaus der Weißen Väter, Dietrichstraße 30, Trier · Prof. Dr. Dr. Wolfgang Ockenfels OP: „Nur Entweltlichung!? – Anmerkungen zu einer Reform der Kirche in Deutschland“ · zuvor: 14:30 Uhr · Euchar. Andacht · Kirche der Weißen Väter · Hinweise: Tel.: 06831-41816

Berichtigung: Januar 2012, S. 26 „Eine Wende ist möglich“

statt: „... Als Ignatius von Loyola 1557 starb, hatte der Orden etwa 1000 Mitglieder. ...“
muss es heißen: „... Als Ignatius von Loyola 1556 starb, hatte der Orden etwa 1000 Mitglieder. ...“

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Heinz Froitzheim,
Postfach 11 08, 84495 Altötting
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl.-Kreuz-Str. 1
86513 Ursberg
- Uwe Christian Lay
Pfundrachöderstr. 16, 94474 Vilshofen
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. P. Karl Wallner OCist
Otto-von-Freising-Platz 1
A- 2532 Heiligenkreuz

Kongress: Freude am Glauben

14. bis 16. September 2012
in Aschaffenburg



Forum Deutscher Katholiken

Heilig-Rock-Wallfahrt nach Trier mit S. Em. Kardinal Brandmüller vom 20. - 21.4.2012

Vom 13. April bis 13. Mai 2012 wird in Trier eine der bedeutendsten Herrenreliquien der ganzen Christenheit, der „Heilige Rock“, das ungenähte Gewand Christi, von dem im Johannes-Evangelium (Joh 19,23-24) die Rede ist, ausgestellt. Wallfahrt der Heilig-Rock-Tage 2012 in Trier im überlieferten römischen Ritus.

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 26.03.2012 · Sühnegebetsstunden · monatliches Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises · Maria-Hilf-Kirche · Euch. Feier, Predigt, Beichte, eucharistische Anbetung · 18:00 - 20:00 Uhr · Hinweise: 02602-7272

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im März 2012



1. Dass der Beitrag der Frau zur gesellschaftlichen Entwicklung weltweit in angemessener Weise anerkannt wird.

2. Dass der Heilige Geist all jenen Standhaftigkeit schenkt, die vor allem in Asien im Namen Christi diskriminiert, verfolgt und zum Tode verurteilt werden.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Das Martyrium der Donauschwaben

Der österreichische Dichter Franz Grillparzer hat in prophetischer Voraussicht schon 1848 geschrieben: „Der Weg der neuern Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität.“ Wie recht er hatte, zeigte sich, als sich nach dem 2. Weltkrieg auf dem Balkan Kommunismus und Nationalismus vermischten. Da geriet die Grausamkeit der Menschen tatsächlich zur Bestialität. Den katholischen Priestern in den deutschsprachigen Volksgruppen wurden gleich zwei Dinge zur Last gelegt. Einmal, dass sie Priester der weltumspannenden katholischen Kirche waren und dann noch, dass sie Deutsch als Muttersprache hatten und somit zur deutschsprachigen Minderheit in Rumänien oder in Jugoslawien gehörten. Etwa 33 Priester der Donauschwaben wurden nicht einfach erschossen, sondern langsam zu Tode gequält, um ihre Schmerzen zu steigern.

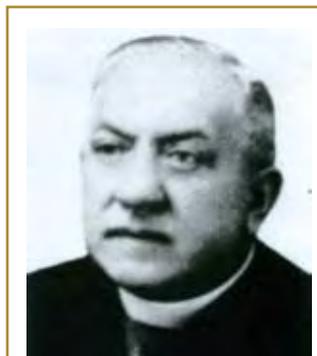
Einer dieser Märtyrer ist der Dechant Theodor Klein, Priester des Bistums Fünfkirchen in Ungarn. Er ist am 2. September 1872 in Barbac in Ungarn geboren. Am 8.2.1895 wurde er zum Priester geweiht. Am 30. März 1945 wurde er in seinem Seelsorgsbezirk Monoster/Baranya ermordet. Nachdem im Herbst 1944 sowjetrussische Truppen auch Südungarn erobert hatten, errichteten dort die kommunistischen Partisanen eine Schreckens-

herrschaft. Die Priester wussten zwar, welches Unheil sie erwartete, aber getreu dem Wort Christi „Ein guter Hirte flieht nicht, er bleibt bei seinen Schafen“ blieben nahezu alle Priester auf ihrem Posten. Zuerst wurden alle nicht arbeitsfähigen Männer dieser Gegend erschossen. Die arbeitsfähigen Männer wurden in ein Zwangsarbeitslager getrieben. Auch Dechant Klein wurde dorthin gebracht. In der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag 1945 wurde der damals 73 Jahre alte Geistliche im Dorfgasthaus von Albertsdorf (Grabovac) gefoltert. Sein markerschütterndes Schreien hörte man in der ganzen Nachbarschaft. Eine Zeitzeugin konnte in einem unbewachten Augenblick in den benachbarten Gasthof gehen, wo sie den Dechanten nackt und blutüberströmt auf dem Betonfußboden liegen sah. Er bat stöhnend um Hilfe. Sein Gesicht war zerschunden. Aus seinem Körper hatten Folterknechte Stücke Fleisch herausgeschnitten und

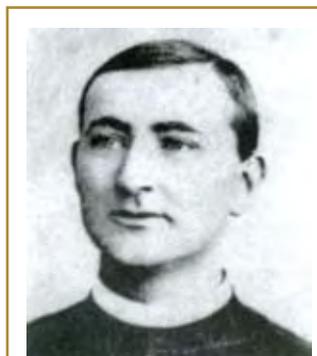
in die Wunden reichlich Salz gestreut. Schließlich kamen die Partisanen zurück. Sie warfen den Sterbenden auf einen Schubkarren und fuhren ihn weg. Sein Wimmern wurde immer leiser. Nach Aussagen von Kindern soll Dechant Klein erst am Ostermorgen gestorben sein. Auch in Rumänien und Jugoslawien wurden Priester auf ähnliche Weise zu Tode gequält. Dem Pfarrer Michael Werner wurden die Genitalien mit einer Zange herausgerissen. Der Apostolische Protonotar Lakajner wurde an einen Wagen gebunden und zu Tode geschleift.

Wie stark muss der Glaube dieser Priester gewesen sein, dass sie trotz der vorhersehbaren Gefahren bei ihren Gläubigen blieben. Heute dagegen wagen viele Christen nicht einmal mehr, den Glauben der Kirche zu vertreten, obwohl ihnen keine Todesstrafe droht. Die heutige Glaubensschwäche wird den Menschen keinen Segen bringen.

Eduard Werner



Johann Nep. Lakajner



Dechant Theodor Klein